

8118

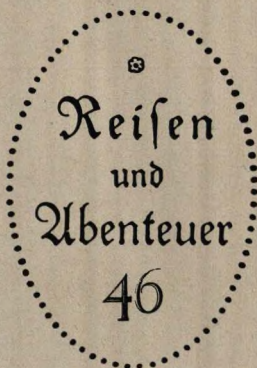
[46]



Reisen und
Abenteuer

81

Wunderlandversickrung
Wanderbücherei Inv.-Nr. 214-166





Götterbild aus Tiahuanaco.
Vorinkaischer 3 Meter hoher Monolith.

Philipp Bockenheimer

Rund um Südamerika

Alte und neue
Städte



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168136

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1929

lit. podr.
Ameryka S

Stuhmschlag nach Entwurf von
R. M. Hartmann



S. 118 [46]

Copyright 1929 by F. A. Brockhaus / Leipzig

NH-68952 N-4872134/TMK

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
1. Ausreise	7
2. Durch den Panamakanal zur Westküste	16
3. Zu den alten Städten Perus und Boliviens	34
4. Durch die Salpeterwüste in das Tal des Paradieses	70
5. In den La-Plata-Ländern	81
6. Rio de Janeiro, die schönste Stadt der Welt	101
7. Nach Westindien und Venezuela	125

*

*

*

Vorwort.

Noch immer wird Südamerika neben Australien von allen Erdteilen am wenigsten besucht. Und doch bietet eine Reise durch Südamerika eine Fülle des Interessanten und vor allem einzige und so großartige Naturschönheiten und Wunder, wie man sie in andern Erdteilen selten findet.

Die alten, noch wohlerhaltenen Kulturstätten auf dem Hochland von Peru und Bolivien werden wohl mit Recht von einigen Forschern zu den ältesten der Welt gezählt, und in Argentinien, Brasilien und Chile sehen wir Staaten, deren riesige Entwicklung unsere größte Bewunderung hervorruft.

In diesem Buch habe ich die Eindrücke meiner Reise rund um Südamerika zu schildern versucht, nachdem ich mich vor und nach der Reise eingehend mit dem Land beschäftigt habe.

Mexiko D. F., den 1. Oktober 1927.

Philipp Vockenheimer.

1. Ausreise.

Nach dreijähriger Thätigkeit als Chirurg in Mexiko trat ich eine langgeplante Südamerikareise an. Wie ich schon in meinem Buch „Rund um Asien“ zum Ausdruck brachte, bin ich ein Gegner jener Reisen, bei denen man in kurzer Zeit rings um die Welt geführt wird. Man berührt dabei gewöhnlich nur die großen Hafenplätze, ohne das Innere kennenzulernen. Am Ende bleibt nur ein ganz flüchtiger und wenig nachhaltiger Eindruck, so daß man später leicht die einzelnen Länder mit ihren Völkern, Sitten und Gebräuchen verwechselt. Einen abgeschlossenen, einheitlichen Eindruck, den auch spätere Erlebnisse in andern Ländern nicht mehr verwischen können, erhält man nur, wenn man jedem Erdteil längere Zeit widmen kann.

Von Mexikos Hauptstadt, der ältesten Stadt von Nordamerika, die jetzt weit über eine halbe Million Einwohner zählt, ging ich aus. Alexander von Humbold nannte sie die Stadt der Paläste, und sie ist in der That wegen ihrer vielen Privatbauten, die meist im spanischen Kolonialstil gehalten sind und wegen der öffentlichen Gebäude wohl eine der schönsten der Welt. Sie liegt in einem fruchtbaren Thal, in dem bequem mehrere Millionen Menschen Platz finden würden und ist rings von hohen vulkanischen Gebirgen umgeben, von denen die zwei mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, der Iztaccihuatl und der

jetzt wieder rauchende Popocatepetl alle andern überragen. Der Popocatepetl ist der einzige Vulkan der Welt, der Schwefel in reiner Form ausscheidet, so daß sich der Abbau sehr lohnen würde. Bekannt ist, daß die erste Expedition, die der Eroberer von Mexiko, Hernando Cortez, nach dem Popocatepetl sandte, verunglückte, und daß erst die zweite Expedition den Schwefel mitbrachte, aus dem Cortez das Pulver herstellen ließ, mit dem er später die Hauptstadt der Azteken eroberte.

Der für Mexiko charakteristische blumenreiche Pflanzenwuchs, besonders die uralten herrlichen Zedern und Eukalyptusbäume in dem sehr schönen, teilweise unter König Montezuma angelegten Park Chapultepec, zaubert ein prächtiges Landschaftsbild hervor, wie man es nur selten in der Welt findet. Verschiedene Kaktusarten, von denen der Nopal und der Randelaberkaktus oft riesige Ausmaße annehmen, fügen sich abwechslungsreich in das Landschaftsbild ein. In der Stadt selbst finden sich viele große Gebäude, die noch aus der spanischen Eroberungszeit stammen und im Kolonialstil erbaut sind, so z. B. der Palast Iturbide. Der Hauptplatz von Mexiko mit der wunderbaren Kathedrale kann zu den schönsten und größten Plätzen der Welt gerechnet werden. Auch die modernen Geschäftsstraßen halten den Vergleich mit denen europäischer Großstädte aus. Am Ende der einen, der Paseo de la Reforma, steht auf einem Felsenhügel das Schloß Chapultepec, von dessen allgemein zugänglichen Terrassen sich dem Beschauer eine großartige Aussicht eröffnet auf die Stadt, das weite Tal und die fernen schneebedeckten Vulkane.

Mexiko verwöhnt einen also mit feinen alten Kulturschätzen und mit hervorragenden Naturschönheiten, besonders aber auch mit den noch heute urwüchsigen Sitten und Gebräuchen der Einwohner, die im Innern des Landes durchaus,

in der Hauptstadt noch teilweise, an ihren alten Trachten festhalten. Ich war daher gespannt, ob ich in Südamerika ähnlich nachhaltige Eindrücke gewinnen würde.

Die Eisenbahn bringt den Reisenden von Mexiko in zwölfstündiger Fahrt durch die kalte und die gemäßigte Zone nach der heißen Zone. Ich habe in vielen Ländern der Welt solche Berg- und Thalfahrten gemacht, in der Schweiz, Kleinasien, Indien, so die berühmte Fahrt von Kalkutta nach Darjeeling, aber mit den größten Eindruck hat die herrliche Bahnfahrt von Mexiko nach Vera Cruz auf mich gemacht. Zunächst durch-eilt der Zug die Hochebene von Mexiko, und man sieht vom Wagen aus, in die bequemen Sessel gelehnt, unübersehbare Felder von Maguayen. Hieraus wird das sehr gesunde Nationalgetränk der Mexikaner, die Pulque gewonnen, ein nach Hefe schmeckendes und ziemlich alkoholhaltiges, leicht berauschen-des Getränk. Wilde Kakteen aller Art schlingen sich durch die Maguayenfelder oder winden sich an den kleinen aus Lehm gebauten Hütten der Einwohner empor. Nach einstündiger Fahrt sieht man eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt, die Pyramide des Sonnengottes San Juan Teotihuacan, die wie eine Schutzburg am Ausgang des Tales von Mexiko liegt. An dieser Stelle verläßt die Bahn das allseitig von hohen Gebirgen umgebene Tal von Mexiko und steigt nun in vielen Windungen talabwärts. Auf den Stationen sieht man die Eingeborenen in ihrer malerischen Tracht, wobei an den Männern besonders der breitrandige Hut, sowie die aus Wolle gewebten, mit Figuren und Arabesken geschmückten und in allen Farben leuchtenden Kittel auffallen. Sie bieten den Reisenden die vielen schmackhaften Früchte des Landes an, dazu gebratene Hühner und „Tortillas“. Diese Maiskuchen, eine Hauptnahrung der Mexikaner, sind dünn wie Eierkuchen und mit gehacktem Fleisch, starken Gewürzen, vor allem mit Chile

gefüllt. Allerlei geschnitzte Holzwaren werden feilgeboten, darunter getrocknete Kürbisse, die, mit einem unverwüstlichen Lack bemalt, in ihren bunten Farben oft recht hübsch sind.

Von der kalten Zone des Hochplateaus nähern wir uns allmählich der gemäßigten Zone. Ode, unbebaute Strecken wechseln mit gutbestelltem Ackerland. Der Zug eilt weiter durch die reiche Pflanzenwelt der gemäßigten Zone, in der wir noch 1227 Meter hoch die Stadt Orizaba als einen beliebten Erholungsort finden. Die Uppigkeit der Natur kommt jedoch erst ganz zur Geltung, wenn der Zug die heiße Zone erreicht. Kleine Wasserfälle stürzen von den Gebirgshöhen in das Tal, und die Reise geht jetzt mitten durch den Urwald. Bambus, Kaffee- und Kakaobäume, Bananenwälder, Zuckerrohr, Mais, Zitronen- und Apfelsinenbäume, Königs- und Kokospalmen wechseln mit dem Dickicht der Schlingpflanzen und den unzähligen Orchideenarten ab. Einen Teppich der herrlichsten, in allen Farben schillernden Blumen hat die Natur auf dieses Land gebreitet. Auf knorrigen Bäumen sitzt regungslos der Nasgeier, und wo das dichte Gestrüpp des Urwaldes einen Durchblick gestattet, sieht man die Umrisse der einfachen, aus Stroh und Lehm gebauten Hütten der Eingeborenen.

Auf dem Hauptbahnhof von Veraacruz wird man gleich von einer Menge von Gepäckträgern umringt, die hier den Namen Krokodile haben. Gewandt schnappen sie den Reisenden das Gepäck weg, mit dem sie früher oft genug spurlos verschwanden. In letzter Zeit sind die Verhältnisse in Veraacruz etwas geordneter geworden, da es numerierte Gepäckträger gibt, die nach einem festgesetzten Tarif arbeiten, so daß ein Verlust des Gepäcks oder eine Überforderung ausgeschlossen ist.

Am 16. März schiffte ich mich auf dem „Christobal Colon“, einem neuen, mit beispiellosem Luxus ausgestatteten

16000 Tonnen großen Turbinendampfer ein, und wir verließen um elf Uhr Veracruz. Im Hafen lag eine Reihe großer Schiffe, darunter auch der Hapagdampfer „Holsatia“, auf dem ich 1922 meine erste Reise nach Mexiko gemacht hatte. Damals bot sich mir bei der Einfahrt in den Hafen am frühen Morgen ein unvergeßlicher Anblick: der 6600 Meter hohe Pík de Orizaba, der höchste Berg von Mexiko und Zentralamerika, der in seinem oberen Drittel stets mit Schnee bedeckt ist, einer der imposantesten Berge der Erde, den die Azteken Citlaltepétl, d. h. Sternberg, nannten.

Als ich zum Abendessen meinen Smoking anlegen wollte, klopfte mir mein spanischer Steward vertraulich auf die Schulter: „Mensch, das ist nicht nötig, der Dampfer ist demokratisch.“ Wiederholt fiel mir die Lässigkeit der Bedienung unangenehm auf, und als ich meine Stiefel gepußt haben wollte, lehnte der Steward diese Zumutung stolz wie ein Spanier ab. Ich dachte unwillkürlich an die Disziplin und die erstklassige Verpflegung auf unseren deutschen Dampfern, Vorteile, die ohne weiteres von allen Ausländern anerkannt werden.

Landsleute entdeckte ich nur drei auf dem Dampfer. Mit einem von ihnen, einem früheren Offizier, freundete ich mich besonders an, und ihm habe ich es zu verdanken, wenn meine Südamerikareise so glatt vonstatten ging. Er teilte mir alle seine Erfahrungen, die er in sechs Jahren bei seinen Durchquerungen von Zentral- und Südamerika gemacht hatte, in der lebenswürdigsten Weise mit und versah mich auch mit Empfehlungen an seine Bekannten. Zu uns gesellte sich noch ein Engländer, Whiskyreisender von Beruf. Er verschwand jedoch bald, weil er schon am frühen Morgen von seinem Musterkoffer zu sehr Gebrauch gemacht hatte. Am 18. März, abends gegen fünf Uhr, fuhren wir in den Hafen von Habana, nachdem wir schon lange vorher die Küste von Kuba gesehen hatten.

Habana, mit schöner Strandpromenade, großzügig angelegtem Hafen und eleganten Geschäftshäusern, hat mir recht gut gefallen. Die Straßen sind sauber und in Ordnung, dabei herrscht ein beträchtlicher Autoverkehr, da man für eine Fahrt nur 20 Cents zahlt. Der Verkehr wird von amerikanischen Polizisten, die nachts elektrische Lichtsignale geben, musterhaft geleitet, und diese Ordnung herrscht nicht nur in der inneren Stadt, sondern bis zum letzten Winkel von Habana.

Ein Spaziergang lohnt sich in Habana erst nach fünf Uhr abends, weil dann die selbst im Winter empfindliche Hitze etwas aufgehört hat. Jetzt erst setzt das richtige Leben ein; es ist die Stunde des Korso. Eine Unzahl Verkäufer von Eis, Obst und Süßigkeiten, die Reichen in ihren prachtvollen Kraftwagen, elegante und sehr gut angezogene Kubaner, die meist hübschen, schlanken, mit Geschmack gekleideten Kubanerinnen und unheimlich viel Neger fesseln den Blick.

Am nächsten Vormittag fuhr ich nach einer sehr bekannten Tabakplantage. Die Bestellung der Tabakfelder erfordert während des ganzen Jahres außerordentlich viel Mühe und Arbeit. Die Pflanzen müssen z. B. mit dünngewebten Tüchern überspannt werden, damit weder Sonnenglut noch Regen Schaden anrichten können. Der lebenswürdige Plantagenbesitzer bot mir selbstgebaute Habanazigarren an, die ich mir recht gut schmecken ließ. Man kann hier nämlich beliebig viel rauchen, da das Nikotin im heißen Klima bei der dauernden Transpiration des Körpers schnell wieder ausgeschieden wird. Es kann daher keine, dem Körper schädliche Wirkung, die sich im kalten Klima hauptsächlich in einer frühzeitigen Arterienverkalkung äußert, nicht entfalten. In allen Fabriken, die mitten in der Stadt liegen, kann man sich die Herstellung der Zigarren aus dem Habanatabak ansehen. Besonders schwer ist es, große und dicke Zigarren gut zu wickeln, und die Arbeiter

werden deshalb nach ihrer Geschicklichkeit bezahlt. Nach dem Wickeln werden die Zigarren sortiert und dann zum Verkauf oder Versand in die aus Zedernholz gefertigten Kisten verpackt.

Der Tabak, ein meist einjähriger, der Familie der Solana-zeen angehörender Strauch, wird im Kleinbetrieb wie in großen Plantagen angebaut. Die in den Vereinigten Staaten angebauten Sorten, der großblättrige Marylandtabak und der kleinblättrige Virginiatabak, erreichen ebensowenig wie die in Brasilien oder Europa gezogenen die Güte des Habanatabaks. Er wird daher ausschließlich zu Zigarren und Zigaretten, also zu Rauchtabak verwendet, während die anderen Tabaksorten auch zu Kau- und Schnupftabak verarbeitet werden. Bei dem Habanatabak nehmen die Blätter am Gipfel der Staude an Größe ab, an Güte dagegen zu, so daß zu den feinsten Habanazigarren nur die obersten Blätter der Tabakpflanze verwendet werden. Die gepflückten und auf Schnüre aufgereihten Tabakblätter werden erhitzt, und dabei geht durch Bakterientätigkeit die erste Gärung vor sich. Dann werden sie entrippt, geröstet und mit Beizen aus Zucker, Salz oder Gewürzen behandelt. In Holzfässer gepackt, wird der Tabak dann von der Plantage nach der Hauptstadt zur Verarbeitung geschickt, wobei er noch weitere Gärungen durchzumachen hat.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten von Habana ist das „Centro Asturiano“, der am Zentralpark gelegene Klubpalast der Spanier; ferner die Quinta Covadonga, ein nach europäischem Muster eingerichtetes und verschwenderisch ausgestattetes Krankenhaus. In ihm werden die Mitglieder, die einen Monatsbeitrag von etwa zwölf Mark bezahlen, unentgeltlich oder zu sehr mäßigen Preisen behandelt. Da es noch mehrere dieser, unseren Krankenkassen entsprechende Einrichtungen gibt,

klagen die Ärzte, daß in Habana nur noch wenige Leute übrig bleiben, die ein reguläres Honorar zahlen.

Eine weitere Sehenswürdigkeit von Habana ist das Zuchthaus, in dem die zum Tode verurteilten Verbrecher in Zellen, kaum größer als ein Sarg, untergebracht sind. Hier kann man den aus der spanischen Kolonialzeit herrührenden Hinrichtungsstuhl „Garrote“, wörtlich die Würgschraube, sehen. Noch heute wird diese Hinrichtungsart bei besonders gemeinen Verbrechen, wie Raub, Wegelagererei angewendet. Der Verbrecher wird auf einen Stuhl gesetzt und festgebunden. Ein eiserner Ring wird ihm um den Hals gelegt, während ein langer eiserner Stachel in seinem Genick liegt. Durch einen Schraubenmechanismus, der durch einen anderen zum Tode verurteilten Gefangenen in Bewegung gesetzt wird, schließt sich der eiserne Ring allmählich fester um den Hals, so daß der Stachel auf die Wirbelsäule drückt. Der Verurteilte erstickt allmählich, und wenn der Stachel die Wirbelsäule gebrochen und das an dieser Stelle im Halsmark gelegene Atemzentrum getroffen hat, ist der Betreffende tot. Die Strafe ist grausam, da etwa acht bis zehn Minuten bis zum Eintritt des Todes vergehen. Andererseits wirkt aber die Strafe außerordentlich abschreckend, so daß jetzt auf der ganzen Insel Sicherheit herrscht. Man kann heute im Kraftwagen ungefährdet von Habana bis nach Santiago, der am anderen Ende der Insel gelegenen früheren Hauptstadt Kubas, fahren.

Nicht allzu weit außerhalb der Stadt liegt eine der großen Zuckerfabriken von Habana, deren Maschinen deutscher Herkunft sind. Es ist ja bekannt, daß Kuba zur Zeit die größte Rohrzuckerexporteur der Welt hat, namentlich seitdem die große Zuckerindustrie Mexikos durch die fortgesetzten Unruhen in diesem Lande stillgelegt ist. Je nachdem die Ernte gut oder schlecht ausfällt, herrscht Reichtum oder Armut im Lande. So

Konnte ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Habana, im Jahre 1923, zur Karnevalszeit einen Luxus in den Umzügen und eine Pracht auf den Maskenbällen sehen, wie ich sie vorher weder in Vizza noch in Rom gesehen hatte.

Kuba ist von den vier Inseln der großen Antillen mit einer Länge von 1100 Kilometer, einer Breite von 150 Kilometer, bei einem Flächeninhalt von 114514 Quadratkilometer die größte. Von den drei Millionen Einwohnern sind etwa drei Viertel Weiße und ein Viertel Farbige. An Kuba schließen sich die übrigen Inseln der großen Antillen, die Bahamainseln und die kleinen Antillen nach Norden und Süden an und bilden so einen Inselbogen, der den Golf von Mexiko und das Karibische Meer von dem Atlantischen Ozean abschließt. Die Insel wurde im Jahre 1492 von Kolumbus entdeckt und 1511 von Velasquez erobert. Ihre Kolonisation konnte nur mit afrikanischen Negern durchgeführt werden, da die eingeborenen Indianer der harten Plantagenarbeit nicht gewachsen waren. Aufstände gegen die spanische Herrschaft erschütterten immer wieder, zuletzt 1868—78 und 1895, das Land, bis endlich Spanien nach dem unglücklich verlaufenen Kriege gegen die Vereinigten Staaten endgültig auf Kuba verzichtete. Im Jahre 1901 wurde es zum amerikanischen Schutzstaate erklärt.

Von Habanna nach Jamaika fuhr ich mit einem schon alten Dampfer der Pazific Steam Navigation Company. Die Besatzung war englisch und machte einen sehr guten Eindruck. Ich bekam eine große, nach außen gelegene Kabine, und mein Steward fragte sofort nach meinem Smoking. Der Dampfer war also nicht demokratisch. In der Tat verstehen es die Engländer, nicht nur in ihren Kolonien, sondern auch auf ihren Schiffen ihre altgepflegten Gewohnheiten durchzusetzen.

Das Meer war glatt wie ein See und die Überfahrt deshalb angenehm, nur machte sich die Hitze recht bemerkbar.

Gegen Abend sahen wir von ferne die „Isla de Pinos“, nach der die nicht zum Tode verurteilten, kubanischen Verbrecher gebracht werden.

Am 26. März, frühmorgens, liefen wir bereits in die Bucht von Jamaika ein. Gleich rechts am Eingang sieht man auf einer weit vorspringenden Halbinsel die englischen Regierungsgebäude. Dann folgt der sehr ausgedehnte Hafen, und man fährt noch ziemlich lange, bis man in Kingston, der Hauptstadt Jamaikas, landet. Die kleine Stadt, die bis 1655 der spanischen Krone unterstand und seitdem zu England gehört, liegt mitten in Palmenwäldern und zeigt eine üppige, tropische Flora. Man findet in ihr mehrere herrliche Parks, viele öffentliche Gebäude, ein großes modernes Hotel, Bankhäuser und Antiquitätenläden, in denen vor allem chinesische und japanische Waren verkauft werden. Die meist zweistöckigen Häuser im Innern der Stadt machen einen modernen Eindruck, während an ihrem Rande gleich die einfache Hütte des Negers steht. Elektrische Bahnen führen am Meere entlang zu einem Badeort und zur Höhe der umliegenden Berge. Ein Besuch des Marktes zeigte Meeresfische aller Art, darunter Riesenlangusten und an Früchten Grapefruits, Bananen, Mangos, Orangen, Ananas, Zuckerrohr u. a. m. In den Schenken bekommt man vor allem den berühmten Jamaikarum. Neben Zucker, Kakao, Kaffee, Kokosfett und der Heilpflanze Sarsaparilla bildet er das Hauptausfuhrgut der reichen Insel.

2. Durch den Panamakanal zur Westküste.

Während unseres Aufenthaltes in Jamaika herrschte auch in den frühen Morgenstunden eine drückende Hitze, so daß ich froh war, als sich der Dampfer wieder auf hoher See be-



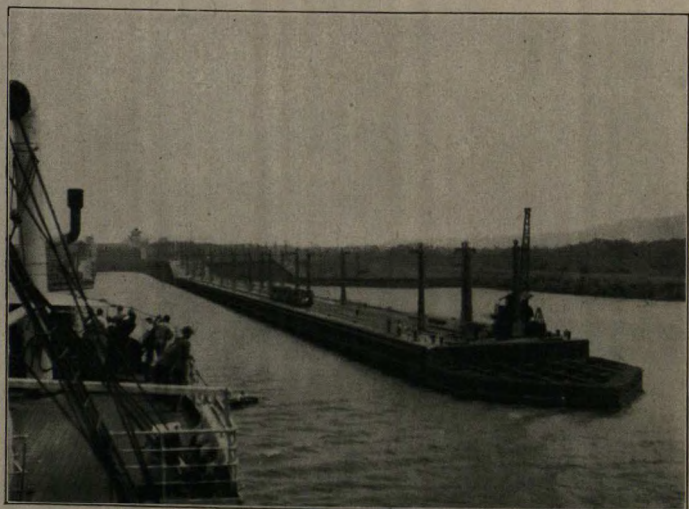
Die Vulkane Iztaccihuatl und Popocatepetl.
Im Vordergrund ein Teil der Stadt Mexiko.



Die Pyramide des Sonnengottes San Juan Teotihuacan, Mexiko.



Einfahrt in den Hafen von Habana.



Im Panamakanal.
Einfahrt in die erste Schleusenammer bei Gatun.

fand. Nach einer angenehmen Überfahrt lagen wir am 28. März, früh um sechs Uhr, am atlantischen Ende des Panamakanals.

Die Einfahrt ist überwältigend. Schon von ferne sieht man die mächtigen Hafenanlagen der Stadt Colon. Aus großen Kohlenbunkern werden hier in kürzester Frist die größten Dampfer automatisch aufgefüllt. An gewaltigen Raianlagen, ähnlich denen von Neuyork, sind die Dampfer aller Schiffahrtsgesellschaften der Welt vertäut. Große Lagerräume schließen sich an die Landungsstellen an, und dort nehmen Eisenbahnwagen sofort die gelöschten Waren auf. Zur Beförderung der Ballen und Kisten dienen kleine, elektrisch betriebene Ladefarren, die von einem Neger bedient, schnell und mühelos ihre Fracht an die Verladestelle bringen. Das Ganze ist eine mustergültige Einrichtung und wird von amerikanischen Beamten mit der größten Sauberkeit, Schnelligkeit und Ruhe geleitet. Auch das An- und Abschleppen der Dampfer geht schnell und ruhig vor sich, und trotz der Riesenarbeit, die geleistet wird, herrscht fast die Stille eines Friedhofes.

Colon und das zur Republik Panama gehörende Cristobal liegen inmitten von Palmenwäldern, mit reicher, tropischer Pflanzenwelt. Die beiden Städte sind nur durch die nach Panama führende Eisenbahnlinie getrennt. Man sieht große, moderne Geschäftshäuser mit Waren aus aller Welt, wobei die japanischen und chinesischen vorwiegen. Ostasiatische Seidenwaren sind hier besonders billig, da man in der Kanalzone keinen Zoll zu zahlen hat. Hier findet man auch die in Ecuador angefertigten Panamahüte. Die besten kosten bis zu 100 Dollar. Bei den teuersten Sorten ist das Strohgeflecht vollständig undurchsichtig und mit solcher Gleichmäßigkeit und Festigkeit zusammengeknüpft, daß es den Eindruck eines gewebten Luches macht. In den breiten gutgepflegten Straßen traben von Negern gelenkte Pferdedroschken, die zum Schutze

gegen die Sonnenglut mit großen Schirmen überspannt sind. Am Meere liegt inmitten eines Palmengartens das moderne Hotel Washington, auf dessen Terrasse sich das elegante Leben von Colon abspielt.

17 Meilen nordöstlich von Colon liegt das berühmte, zur See erreichbare Porto bello, welches im Jahre 1502 von Kolumbus als Hafen benutzt wurde und in dem die Spanier jahrhundertlang eine starke Garnison hielten. Die verfallenen Festungswälle und Forts sind heute noch zu sehen, und der Ort ist auch deswegen berühmt, weil der bekannte englische Seeheld Francis Drake, der 1585 bis 1588 gegen die Spanier kämpfte, hier gestorben ist.

Von Colon fährt man nach Panama in zwei Stunden mit der dem Kanal folgenden Eisenbahn. Die Reise wird auf diese Weise billiger. Denn jeder Dampfer muß pro Tonne acht Dollar für die Kanaldurchfahrt zahlen, was natürlich auf das Passagierbillet aufgeschlagen wird.

Die früher stark vom gelben Fieber heimgesuchte Gegend beiderseits des Kanals ist durch großzügige Sanierungsarbeit zu einem gesunden Land gemacht worden. Das gelbe Fieber ist erloschen, wahrlich eine riesige Leistung, wenn man bedenkt, daß beim Bau des Kanals auf jeden Meter 100 Tote — meist Chinesen — kamen. Durch Zuschütten der Sümpfe, Abholzen der Wälder, Übergießen mit Petroleum ist die schwarzweiß gestreifte Mücke, die Trägerin des Gelbfieberserregers, samt ihrer Brut vernichtet worden. Die Amerikaner achten mit größter Strenge darauf, daß alle Gesundheitsvorschriften befolgt werden. Denn die Sanierung eines Ortes hilft nichts, wenn nicht mit Energie, Verstand und Ordnung die Hygiene weitergeführt wird. So wurde z. B. Guayaquil, ein Hafen von Ekuador, saniert, aber infolge mangelhafter Durchführung der sanitären Vorschriften ist der Hafen nach wie vor

von Pest und Gelbfieber und andern Krankheiten verseucht. Große Schiffe können deshalb diesen Hafen, den einzigen Zugang zu der Hauptstadt Ekuadors, nicht anlaufen, wenn sie eine spätere Quarantäne vermeiden wollen.

Als wir um ein Uhr müde von Einkäufen und von der Hitze auf das Schiff zurückkamen, erwartete uns eine angenehme Überraschung. Der Kapitän hatte auf dem Promenadendeck kleine Tische aufstellen lassen und man servierte ein „Dejeuner parisien“, wie es auf der Speisekarte hieß. Diese Speisekarte enthielt außerdem noch Aufzeichnungen über die Größenverhältnisse des Kanals, aus denen wir einige entnehmen. Die Länge des Kanals beträgt 81 Kilometer, die in 8 bis 10 Stunden durchfahren werden. Zwei Stunden davon braucht man zur Durchfahrt durch die Schleusen. Die Breite der Kanalsohle mißt 61 Meter, die durchschnittliche Wassertiefe ist 13,5 Meter. Die Haupthaltung des Kanals liegt 26 Meter über dem Meeresspiegel, eine Höhe, die durch Schleusen überwunden wird. Ein interessanter Teil des Panamakanals läßt fast Erinnerungen an eine Rheinfahrt aufkommen, da er von hohen Bergen eingerahmt ist. Er war früher, wohl wegen der hier zahlreichen Giftschlangen, unter dem Namen Culebra Cut bekannt, heute hört man häufig die Bezeichnung Gaillard Cut, nach einem Ingenieur, der sich besondere Verdienste beim Bau dieser durch ihre Erdrutsche berühmten Strecke erworben hat. Zum Betriebe des Kanals gehören 40 000 Angestellte. Die Gesamtkosten für die Herstellung des Panamakanals und die Sanierung der 448 Quadratmeilen betragenden Kanalzone beliefen sich auf 375 Millionen Dollar.

Schon früher, lange vor den Amerikanern, haben die Franzosen einmal versucht, die Landenge von Panama, die Nord- und Südamerika miteinander verbindet, zu durchstechen. Der Erbauer des Suezkanals, Ferdinand von Lesseps, hatte

die Pläne und Kostenanschläge für das ungeheure Projekt ausgearbeitet und die Arbeit war schon in Angriff genommen worden. Infolge Geldmangels brach jedoch das Unternehmen zusammen.

Doch nun zurück zu unserer Reise.

Kurz nach ein Uhr steuerten wir dem eigentlichen Eingange des Kanals zu, dessen gebirgige Ufer von Palmen und tropischem Pflanzenwuchs bedeckt sind. Das Land zu beiden Seiten ist heute noch vollständige Wildnis, und die hier hausenden Indianer sind noch ganz unberührt von jeder Zivilisation. Die einzigen Däse im Urwald sind die Endpunkte des Kanals mit den Schleusen- und Hafenanlagen und einige wenige Beamten-siedlungen an der Bahn Colon—Panama. Die Republik Panama umfaßt 74522 Quadratkilometer mit einer halben Million Einwohnern, meistens Indianern. Hier leben auch die sagenhaften weißen Indianer — sogenannte Albinos — die schon den ersten spanischen Eroberern bekannt waren. Der letzte Aztekenkönig Montezuma soll immer einige von ihnen in seinem Palaste als seltene Schaustücke gehalten haben.

Nach einstündiger Fahrt liefen wir in die berühmten Gatunschleusen ein. Zwei nebeneinanderliegende Schleusen mit je drei Schleusenkammern gestatten die gleichzeitige Durch-fahrt von Schiffen in beiden Fahrtrichtungen. Der Dampfer wird auf jeder Seite von drei Lokomotiven, die auf den beiden Seiten des Kanals in Zahnradern an den Ufern der Schleuse entlang laufen, in Schlepp genommen und bis zum zweiten Schleusentor durch die Schleuse durchbugsiert. In derselben Weise geht die Fahrt durch die zweite und dritte Schleusenkammer vor sich. Jede der Schleusen hat Platz für Schiffe von etwa 300 Meter Länge und 30 bis 40 Meter Breite. Von dem dritten am höchsten gelegenen Schleusentor hat man einen guten Überblick über die gesamte Schleusenanlage und die Stadt

Gatun, die für die Kanalbauten angelegt worden ist. Nach dem Passieren der Gatunschleusen kommt man in den ausgedehnten Gatunsee, in dem zahlreiche kleine Inseln mit herrlicher tropischer Vegetation und primitiven, aus Stroh gebauten Indianerhütten aus dem Grünen lugen. Eine ganze Anzahl von Dampfern und Frachtschiffen, meist mit Hölzern und Früchten beladen, war hier versammelt. Der See wird durch zwei Staudämme, der eine in Gatun, der andere in Pedro Miguel, auf seiner Höhe gehalten, so daß die Schiffe beim Durchschleusen von Colon nach Panama 26 Meter aufsteigen und dann etwas weniger absteigen müssen. Der infolge der Stauung des Sees entstehende Wasserüberschuß wird durch Röhren zu einem, neben dem Stauwerk liegenden Elektrizitätswerk geleitet, das den Strom für den ganzen Betrieb erzeugt. Auch bestehen besondere maschinelle Einrichtungen und Eisenbauten, um den Kanal im Kriegsfall zu sperren. An vielen Stellen des Kanals, wo wegen der Mückenplage große Petroleummassen über das Land gegossen werden mußten, sind die Ufer noch kahl und verbrannt. Man trifft Stellen, wo die Wände des Kanals eingerutscht sind und ausgebessert werden. Auch die Bohrlöcher, mit denen die felsigen Ufer des Kanals gesprengt wurden, sind an einzelnen Stellen noch deutlich zu sehen.

Kurz vor den Panamaschleusen wird die Gegend lieblicher. Auf den Autostraßen zu beiden Seiten des Kanals herrscht ein reger Verkehr. Auf Hügeln verstreut liegen hübsche Villen, und schließlich steht das Schiff vor den Schleusen von Panama. Um sieben Uhr abends hatten wir sie passiert. Der Kanal erweitert sich, und am Ausgange liegt die Stadt Panama und ihr gegenüber, durch eine elektrische Bahn verbunden, die Stadt Balboa. Der Namenspatron dieser Stadt, der spanische Seefahrer Vasco Nuñez de Balboa, entdeckte von einem Berg etwa

in der Mitte der Landenge aus, den Pazifischen Ozean, und sechs Tage später, am 23. September 1513, stand er als erster an seinen Ufern. Die Stadt Panama hat 70 000 Einwohner und wurde im 17. Jahrhundert unweit einer früheren, von dem Piraten Morgan zerstörten Stadt erbaut. Bemerkenswert ist die im Kolonialstil erbaute Kathedrale mit zwei mächtigen Türmen. Auf dem mit Palmen gezierten Hauptplatz finden wir außerdem noch einige öffentliche Gebäude, so den Bischofspalast und den alten Gouverneurspalast. Im Innern der Stadt steht eins der schönsten Theater von Zentralamerika, das Nationaltheater, dann das Nationalinstitut und die Universität von Panama. Interessant sind auch die Friedhöfe der verschiedenen Nationen. Der chinesische Friedhof ist der ausgedehnteste, da man beim Bau des Kanals fast ausschließlich die sehr widerstandsfähigen, außerordentlich genügsamen und fleißigen Chinesen anstellte. Eine ungeheure Zahl von ihnen hat hier durch Seuchen ihren Tod gefunden.

Wie bekannt, kam Panama 1903, als es von Kolumbien abfiel, unter die amerikanische Oberhoheit. Damit verlor Kolumbien alle Rechte für den Kanalbau und seine Überwachung, die den Vereinigten Staaten übertragen wurden. Die Staaten zahlten dafür an Panama zehn Millionen Dollar, während die Rechte und Ansprüche der früheren französischen Kompanie mit 40 Millionen Dollar abgegolten wurden. Am 15. August 1914 wurde dann der Kanal dem Verkehr übergeben. Bereits im ersten Jahre benützten ihn 1258 Schiffe mit zusammen 5675261 Registertonnen, so daß eine Einnahme von beinahe fünf Millionen Dollar erzielt wurde. Trotz dieser hohen Gebühren können die Schiffe den Kanal nicht meiden, und seine Bedeutung kommt so recht zum Ausdruck, wenn man die gesparten Seemeilen bei den einzelnen Strecken berücksichtigt. So beträgt eine Fahrt von Hamburg

nach Panama durch die Magalhãesstraße 14701 Seemeilen, durch den Panamakanal nur 9173 Seemeilen, so daß also 5528 Seemeilen gespart werden; selbst nach Valparaiso ist die Fahrt durch den Panamakanal um ungefähr 1500 Seemeilen kürzer.

Bevor wir nun unsern Fuß auf den Boden Südamerikas setzen, seien kurz einige allgemeine Bemerkungen über die Urbewölkerung dieses Erdteils eingefügt.

Der Name Amerika stammt nach neueren Forschungen nicht von dem Florentiner Kartographen Amerigo Vesputchi, sondern nach den Forschungen von N. Jules Marcou nach einem Gebirge und einem Volksstamm in Nikaragua „Amerique“ genannt. Als Beweis seiner Theorie führt Marcou an, daß wenn das Land nach Vesputchi seinen Namen erhalten hätte, man sicher seinen Nachnamen und nicht seinen Vornamen genommen hätte, da man Vornamen nur bei Königen gebraucht.

Über die Abstammung der amerikanischen Indianer bestehen verschiedene Theorien, von denen wir nur einige erwähnen: Vielfach wird angenommen, daß die ersten Einwanderer über die nur 92 Kilometer breite und selten eisfreie Behringstraße eingedrungen sind, während andere eine Einwanderung über den Pazifischen Ozean hinweg für möglich halten. So erklärte Humboldt die amerikanischen Indianer als von Asiaten abstammende chinesische Tataren, eine Ansicht, die schon vor ihm José de Guignes aussprach, wonach Amerika bereits 1000 Jahre vor Kolumbus von Asien aus kolonisiert worden sein soll. Eine andere Anschauung, die von dem Jesuitenpater Don Carlos de Signenza y Gonzora verfochten wird, läßt die vorgeschichtlichen Indianer sogar von den Ägyptern abstammen. Die Beweise hierfür sollen die Ähnlichkeit der Baudenkmäler und Steinfiguren Ägyptens und

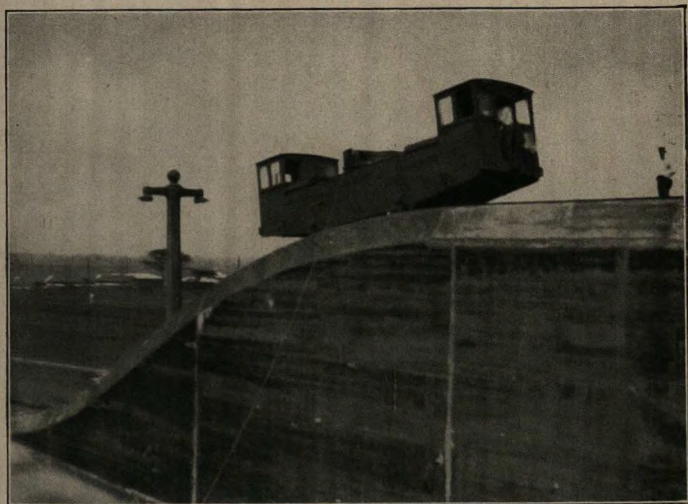
Mexikos, Sprachähnlichkeiten, die Zeitrechnung, das Hieroglyphensystem und ähnliches erbringen.

Nach Alexander von Humboldt ist die amerikanische Rasse eine einheitliche mit besonderen Merkmalen. Obwohl sie vielerlei Varietäten hat, hat sie sich ihre Ursprünglichkeit trotz der Einwanderung und ihrer Mischung mit den Eingewanderten erhalten, weil die Ureinwohner den Eingewanderten an Zahl weit überlegen waren. Dieselbe Ansicht vertreten Johann Friedrich Blubach und Ernst Häckel.

In Catamarca (Argentinien) gibt es braune Menschen, die keine Indianer sind und weißblonde Indianer, die keine Weißen sind. Daher hat Printon die Ansicht ausgesprochen, daß die Sonne und das Klima für die Hautfarbe nicht verantwortlich gemacht werden können, sondern allein die Rasse. Ähnliche Berichte von weißen Indianern stammen aus dem Staate Durango in Mexiko und aus dem oberen Orinocogebiet über die Stämme der Maarquidares und Guaribas. Letztere wurden von A. v. Humboldt und von Codazzi beschrieben.

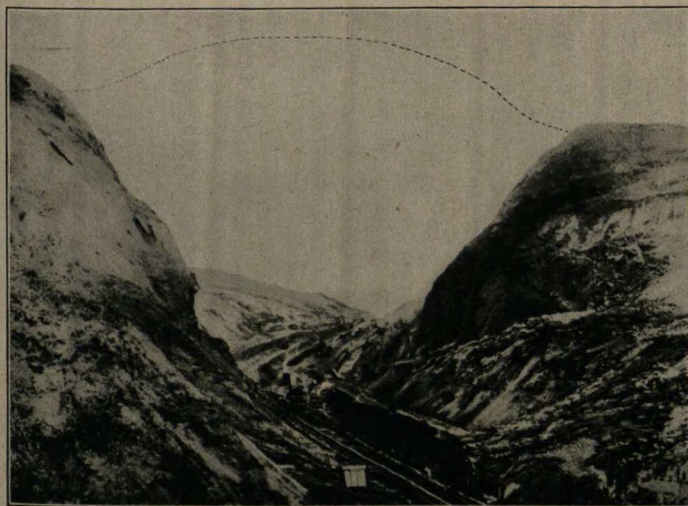
Die Haare der Ureinwohner sind schwarz und fühlen sich rauh an, weil das Haar nicht zylindrisch sondern prismatisch ist. Der Bartwuchs ist spärlich, ebenso das übrige Haar am Körper, so daß die Spanier einen Indio mit starkem Bartwuchs nicht als reinen Indio anerkannten. Wegen der Spärlichkeit der Haare gab es schon damals, wie aus spanischen Berichten hervorgeht, künstlichen Haarschmuck, den sich Männer und Frauen an den Stellen anbrachten, wo ihnen die Haare fehlten.

Nach Riva Palacio soll die amerikanische Urrasse sehr hochentwickelt sein. Er schließt dies aus dem Haarmangel, da ja bei kultivierten Völkern eine Behaarung außer am Kopf nicht nötig sei. Als weiteren Grund führte er das Fehlen der Eckzähne an, an deren Stelle Backzähne getreten sind. Der



Im Panamakanal.

Eine Lokomotive zum Schleppen der Schiffe durch die Schleusen. S. S. 20.



Im Panamakanal. Der Culebra- oder Gaillardcut.
Die gestrichelte Linie zeigt die frühere Höhe des Berges.



Plaza de Armas mit Kathedrale in Lima, Peru.



Peruanische Landschaft.

Kultivierte Mensch braucht den Eckzahn nicht mehr. Endlich soll das Fehlen der Weisheitszähne ein Zeichen einer bereits höheren Entwicklung gegenüber dem Europäer und Afrikaner darstellen.

Die Fahrt von Panama aus, an der Westküste von Südamerika entlang, war außerordentlich angenehm, und der Pazifische Ozean, der „Friedliche“, machte seinem Namen alle Ehre.

Der Portugiese Magalhães, der erste Weltumsegler, nannte ihn so, weil er während seiner fünfzigtagigen Fahrt vom Kap Horn nach den Philippinen keinen einzigen Sturmtag erlebt hatte.

Am 30. März passierten wir um die Mittagszeit den Äquator, und unser Schiff nahm seinen Kurs dicht an der Küste entlang. Wir befanden uns im Humboldtstrom, der an der Westküste Südamerikas in der Richtung von Süden nach Norden verläuft und der im Gegensatz zum Atlantischen Golfstrom starke Abkühlung bringt. Am folgenden Tage nahm die Hitze tatsächlich etwas ab, und da wir Wind und Strömung gegen uns hatten, verringerte sich das Tempo unseres Schiffes merklich. Die Küste von Kolumbien war bereits passiert, ebenso Galápagos. Diese Inselgruppe verdankt ihren Namen einer dort vorkommenden Schildkröte, die bis 600 Pfund schwer wird. Die 16 kleinen Inseln waren lange Zeit der Zufluchtsort englischer Seeräuber, der „Buccanier“, die von hier aus die spanischen Schiffe überfielen. Seit der Eröffnung des Panamakanals haben sie an Bedeutung gewonnen, da sie auf der direkten Linie Panama—Australien liegen. Die zwei Vulkane der Inseln hatten ihren letzten Ausbruch im April 1925.

Die Fahrt ging nunmehr an der Küste Ekuadors entlang. Die Haupthafenstadt Guayaquil zählt 100 000 Einwohner und

wurde durch die Amerikaner saniert. Wie schon früher erwähnt, ist sie aber trotzdem von Seuchen heimgesucht und wird deshalb von großen Ozeanschiffen gemieden. Vom Hafen fährt eine Eisenbahn nach der rund 450 Kilometer entfernten, 1533 von Pizarro eroberten Hauptstadt Quito, die ebenfalls 100 000 Einwohner zählt. Die Fahrt von der Küste nach Quito ist interessant, da man bis zu 3000 Meter Höhe ansteigt und neben vielen andern Vulkanen auch den 6310 Meter hohen Chimborasso zu sehen bekommt. Zur Zeit der Inkas war Quito mit Cuzco, der Hauptstadt des Inkareiches, durch eine kühne Gebirgsstraße verbunden. Sie überschritt die beiden Kordillerenketten und war durch Wachhäuser und Militärposten gesichert. Trotzdem die Stadt am Äquator liegt, ist das Klima infolge der Höhe angenehm. Kakao, Nüsse, Zucker, Kaffee, Tabak, aber auch Petroleum, Gummi und tropische Früchte sind die Hauptausfuhrgegenstände dieser vom Verkehr wenig berührten Republik. Die Einwohner sind zumeist Indianer und sprechen die Quechuasprache, die wir später auch unter den Indianern Perus hören.

An der peruanischen Küste, an der wir jetzt südwärts fahren, zogen einige große Petroleumbohrtürme den Blick auf sich. Am 3. April frühmorgens wachte ich durch das Geschrei unzähliger Möwen auf, die uns die Nähe von Callao ankündigten. Die Stadt liegt am offenen Meere und hat noch keinen künstlichen Hafen, da zum Ausbau die nötigen Gelder fehlen. Eine Art natürlicher Hafen entsteht durch steile Felseninseln, die wie zum Schutze vorgelagert sind. Eine dieser Inseln dient zur Unterbringung von Verbrechern und von Leuten, die sich durch ihre Politik bei dem Präsidenten unbeliebt gemacht haben. Mit einem Motorboot fuhr ich, nachdem Paß-, Zoll- und Gesundheitsrevision ohne Schwierigkeiten überstanden waren, an Land. Callao ist ein kleiner

Hafen, in dem jährlich etwa 500 000 Tonnen Waren durchgehen. Die Stadt hat 50 000 Einwohner und zieht sich am Meere entlang. Auf der einen Seite läuft sie in eine spitze Landzunge aus, „La Punta“ genannt, auf der sich die Seeschule und eine Werft befinden. Auf der andern Seite geht sie in das fruchtbare, bewaldete, von Bergen umgebene Tal des Flusses Rimac über. Im Hintergrunde sieht man die Umrisse der peruanischen Hauptstadt Lima, vor allem die Türme seiner Kirchen. Einige schöne, mit Palmen und tropischen Pflanzen gezielte Plätze, sowie die mit Baumalleen geschmückten Straßen, eine moderne Kirche, neben Kaufläden und Kneipen machen das Bild von Callao aus.

Mit einer elektrischen Bahn oder im Auto fährt man auf einer gut angelegten asphaltierten Straße in etwa drei Viertelstunden von Callao nach Lima, vorbei an Baumwollfeldern und halbverfallenen Häusern aus der Inkazeit. Die Stadt der Könige, wie Lima in der Inkasprache heißt, liegt in einem Talkessel rings von Gebirgen umgeben und wird von dem Flusse Rimac in zwei Teile zerschnitten. Sie macht mit ihren kleinen zweistöckigen und sehr saubereren Häusern den Eindruck einer Provinzstadt. Die Straßen sind schmal und schlecht gepflastert, namentlich im Innern der Stadt. Man sieht zunächst nichts Charakteristisches.

Wie in allen latein-amerikanischen Ländern, so erwartete mich auch hier in Lima zum Frühstück eine ganz vorzüglich zubereitete Schokolade. Die Spanier lernten dieses Genußmittel, dessen Name von dem aztekischen Wort Pocolatl abgeleitet wird, bei der Eroberung Mexikos kennen. Sie verbesserten die ursprünglich ganz einfache Zubereitungsweise der Indianer durch Kochen und Zusatz von Zucker und Gewürzen. An dieses schmackhafte und nahrhafte Getränk — die Schokolade — hatte sich die Bevölkerung Südamerikas so gewöhnt, daß

Papst Gregor XIII ihren Genuß sogar vor dem Abendmahl gestattete.

Auf der Plaza de Armas, dem Hauptplatz, wimmelte es von Menschen, die sich unter den herrlichen Königspalmen tummelten oder sich auf der Freitreppe der an dem Platz gelegenen Kathedrale aufhielten. Die Straßen um den Platz herum waren voll von Militär; die Leibwache des Präsidenten in Kürassieruniform, dann Infanterie, Artillerie, Kavallerie und Maschinengewehrabteilungen. Die Truppen hatten dem Präsidenten, der in der Kathedrale im Kreise seiner Minister dem vom Erzbischof zelebrierten Karfreitagsgottesdienst beiwohnte, das Geleit gegeben und bildeten nun Spalier in den Straßen.

Die Kathedrale von Lima, von Francisco Pizarro im Jahre 1535 begonnen, soll nach der von Mexiko die schönste von Lateinamerika sein. Auf einer großen Freitreppe gelangt man vom Platz aus zu der ziemlich breiten Fassade, die drei große, mit Bronzenägeln und alten patinierten Bronzefiguren verzierte, aus Holz geschnitzte Türen als Eingang hat. Der mittlere Teil der Kirche, im Kolonialstil, zeigt schöne Steinhauerarbeit, während die seitlichen Fassaden ziemlich schmucklos sind. Die beiden Türme sind im Verhältnis zu den übrigen Teilen des Gebäudes viel zu niedrig, doch muß man wissen, daß die früheren hohen Türme dreimal durch die häufig auftretenden Erdbeben zerstört wurden. Im Innern der Kathedrale fallen reiche, aus Pizarros Zeit stammende Schnitzereien an den Chorfesseln und an der Kanzel auf. Der Hochaltar ruht auf silbernen Säulen, und in den Seitenkapellen sieht man Malereien der spanischen Schule, darunter ein dem Murillo zugeschriebenes Bild, „Die heilige Veronika“. In einer dieser Seitenkapelle wird auch die Mumie von Francisco Pizarro in einem Glasfarg gezeigt. Der Führer erwähnt be-

sonders die Körperlänge von Pizarro, der 1,80 Meter groß war, also ein Riese gegenüber den meist sehr kleinen Peruanern. Sein Herz ist in einer Flasche aufbewahrt. Eine Blechkapsel enthält auf Pergament geschrieben die Legitimationspapiere und in der rechten Achselhöhle, wo er bei seiner Ermordung von einem Dolch tödlich getroffen wurde, liegt noch ein Stück blutiggefärbte Watte. Die Kirchen von Lima zeigen, wie die meisten von den Spaniern in Südamerika erbauten, den barocken Stil des spanischen Architekten Churriguera, der sich namentlich in den gekünstelten, verschnörkelten Verzierungen der Säulen zeigt. Die Kirche und die zahlreichen Klöster in Lima verfügen über reiche noch aus der Inkazeit stammende Silberschätze, die aber nur mit besonderer Genehmigung des Erzbischofs gezeigt werden dürfen.

Mehrere Brücken führen von der einen Stadthälfte über den Rimac nach der anderen Seite der Stadt, während sich an den Ufern des Flusses hübsch angelegte Spazierwege entlang ziehen. Auf der einen Seite hat man die Berge dicht vor sich liegen, darunter einen, der mit einem großen, weithin sichtbaren, nachts erleuchteten Kreuz geschmückt ist.

Die eingeborenen Peruaner sind von kleiner Statur. Die Männer haben meist einen finsternen mürrischen Gesichtsausdruck, und die Frauen sind nichts weniger als schön und vielfach pockennarbig. Vereinzelt kann man auch noch Peruaner mit sogenannten Turmschädeln sehen. Diese Sitte, die Schädelform künstlich zu verändern, stammt aus der Inkazeit. Der Kopf des Neugeborenen wird zwischen zwei an der Stirn und am Hinterhaupt angelegte Holzbretter so zusammengeschnürt, daß er bei seinem weiteren Wachstum fast ausschließlich nach oben und hinten, also stark in die Höhe, wächst. Der Mensch erhält dadurch einen höheren und nach Ansicht der Inkas menschenwürdigeren Schädel. Sieht man ganz

vereinzelt unter den Frauen wirkliche Schönheiten, so handelt es sich meist um Abkömmlinge altadliger spanischer Familien, die sich mit den Eingeborenen nicht vermischt haben.

Am Abend wirkte die Plaza de Armas in ihrer hellen Beleuchtung besonders schön. Die Häuser am Hauptplatz haben im Erdgeschoß Arkaden, in denen zahlreiche Verkaufsbuden aufgestellt sind. Den ersten Stock zieren balkonartige, holzgeschnitzte, mit Fenstern verschlossene Vorbauten. Besonders fällt diese Bauweise an dem erzbischöflichen Palast auf, einem im Renaissancestil erbauten, mit weißem Stuck verzierten Gebäude, das zwei große dieser holzgeschnitzten Vorbauten trägt. Beim Wandern durch die Hauptverkehrsstraßen kann man beobachten, daß im Gegensatz zu den ziemlich prunklosen, einfachen Fassaden der Häuser ihr Inneres und vor allem ihre Höfe hübsche Verzierungen und Ausstattungen zeigen. Die mit Marmor ausgelegten und mit Palmen geschmückten Höfe sind von Säulengängen umgeben, von denen meist zwei Marmortreppen in die oberen Stockwerke führen. Der Marmor wird in der Nähe von Lima gewonnen und ist daher billig. Man findet weißen, rosa und schwarzen Marmor, und durch die wechselnde Verwendung dieser Farben erzielt man beim Hausbau ganz prächtige Wirkungen.

Auf dem Markt, den ich mir alter Gewohnheit getreu auch hier ansah, wurden Früchte und Gemüse feilgeboten. Eine riesengroße bis ein halbes Meter lange Schotenfrucht, „Pagan“ genannt, die ein süßlich schmeckendes Gemüse abgibt, fiel mir besonders auf. Die Markthalle ist ein großer gedeckter Raum, aber auch in den Straßen werden Lebensmittel sowie Gebrauchsartikel wie Kleiderstoffe und anderes mehr feilgeboten.

Weiter besuchte ich die an einem großen Platz gelegene Universität. Das zweistöckige langgestreckte Gebäude hat meh-

rere Eingänge, die in verschiedene, von Säulengängen umgebene Höfe führen. Jede Fakultät hat ihren besonderen Hof, in dem die Studenten in den Pausen spazieren gehen und eine Aula, wegen der hier stattfindenden Promotionen „Salon de Prados“ genannt. Das Universitätsgebäude wurde im Jahre 1551 erbaut. Lima ist somit die älteste Universität von ganz Amerika.

Der Universität angegliedert ist eine Bibliothek mit alten Inschriften und Inkunabeln sowie ein Museum, in dem Kunstgegenstände der verschiedenen Zeitalter der südamerikanischen Kultur gesammelt werden. So sieht man mit Inschriften geschmückte, viereckige, oben dünn zulaufende meterhohe Basaltobelisken, reich bemalte, aus einer Tonmasse angefertigte Götzenbilder und schön gearbeitete Gefäße aus den Kulturepochen Chimu, Naska und Chavin. Besonders interessant ist ein Korb mit dem Skelett eines Inka in seiner alten Indianertracht, der bei Pisco ausgegraben wurde und der sogenannten Canetezeit angehört. Unweit von Lima befindet sich ein ganzer Friedhof von allerdings meist ganz zerfallenen, in sitzender Stellung beerdigten Indianern. Die Leichen konnten hier nicht verwesen, sondern schrumpften zu Mumien ein, da die jährliche Regenmenge nur 60 Millimeter beträgt. Die Sitte, Tote in sitzender Stellung zu beerdigen, findet sich übrigens auch bei den Chinesen und wurde kürzlich von Dr. med. Otto Roehr durch Grabfunde auch bei den Tahahumara-Indianern der Sierra Madre in Mexiko festgestellt.

Auch die Stadt Lima bietet noch allerlei Schönes. So die herrliche Plaza San Martin mit der Reiterstatue des Generals San Martin. In der Neustadt liegt in einem wohlgepflegten Park das Museo de Historia Nacional, in dem man alte Uniformen, Bilder von berühmten Feldherrn und Präsidenten und andere Erinnerungsstücke aus der Geschichte Perus auf-

bewahrt werden. Neben dem Museum ist der vielbesuchte Zoologische Garten. Im selben Viertel befindet sich ein weiteres Museum, das von der italienischen Kolonie, zur Jahrhundertfeier, am 28. Juli 1922, gestiftet wurde, sowie ein im maurischen Stil erbauter, von derselben Kolonie geschenkter großer Triumphbogen. An die Neustadt schließt sich ein erst kürzlich entstandenes Villenviertel an, das ein reicher Peruaner, Victor Lacorrera, durch Aufteilung seines riesigen Landbesitzes entstehen ließ. An der Plaza de la Inquisición, auf der auch ein Standbild Simon Bolívars, des Befreiers von Peru, steht, liegt die Cámara de los Diputados, ein moderner Neubau und die Cámara de los Senadores, ein älteres mit griechischen Säulen verziertes Gebäude. Seit vielen Jahren besteht in Lima auch eine deutsche Schule, die berühmt und gut besucht ist.

Auch Antiquitätenläden sieht man in Lima. Es gibt sehr schöne alte Silberwaren in massiver und in Filigranarbeit, aber recht teuer. Hier sah ich sodann zum erstenmal einen jener auf die Größe einer Faust reduzierten Indianerköpfe mit langen schwarzen Haaren. Diese Köpfe werden nur von einigen Indianerstämmen im nördlichen Peru und ganz besonders in Ecuador an den Quellen des Amazonas von den Chachibosindianern hergestellt. Nach der Sage wird einer gesunden jungen Person, wahrscheinlicher aber einem Verstorbenen, der Kopf vom Rumpf getrennt, und dann werden sämtliche Knochen des Schädels und des Gesichtes auf eine, nur den Indianern bekannte Art, entfernt, ohne daß die Haut verletzt wird. Die Haut wird über einer besonderen Tonerde aufgespannt, wiederholt über Feuer angewärmt und dabei von Indianerweibern durch Klopfen mit hölzernen Hämmern so geglättet und bearbeitet, daß sie sich nach einer endlosen Reihe von Prozeduren ganz zusammenzieht. Aus dem Kopf eines Erwachsenen wird so der Kopf eines neugeborenen Kindes,

der aber Züge des ursprünglichen großen Kopfes trägt und auch noch die Haare fest am Schädel hat. Nach anderer Erzählung wird der von Knochen befreite Kopf innen mit pflanzlicher Wolle ausgestopft. Das Loch am Hals wird dann mit Gummi, der sich ja in dieser Gegend findet, und den die Indianer bereits zur Inkazeit zu galvanisieren verstanden, geschlossen, so daß ein luftdichter Abschluß entsteht. Dann wird der Kopf in gerbende Flüssigkeiten gelegt und zieht sich nun allmählich immer mehr zusammen. Durch die Wolle im Innern des Kopfes aber behält der Kopf und das Gesicht seine natürlichen Formen, nur in stark verkleinertem Maße. Die Augen dieser geschrumpften Köpfe sind geschlossen. Durch die Oberlippe ist zum Schließen des Mundes eine Seidenschnur gezogen, an der ein Gewicht hängt. Wie man mir wiederholt erzählte, sollen diese Köpfe seit der Inkazeit hergestellt werden. Eine Inkafürstin soll die Urheberin dieser Sitte gewesen sein. Besonders schöne Männer ließ sie enthaupten und ihre Köpfe dann in dieser Form aufbewahren. Hoffen wir, daß dies eine Sage ist und daß die Indianer dieses Präparieren der Köpfe nur ausübten, um auf diese Art die geliebten Toten auch noch nach ihrem Ableben bei sich zu haben. Heutzutage sind diese Köpfe außerordentlich selten und daher nur für einige 100 Dollar zu haben.

Um vier Uhr nachmittags war ich wieder an Bord des Schiffes, das vierzehn neue Passagiere aufnahm, darunter einen peruanischen Diplomaten, der mir in liebenswürdiger Weise viel Interessantes über sein Land berichtete.

Die Republik hat an der Grenze gegen Brasilien so große Holzreichtümer, daß zur Verfrachtung von Waren Kisten aus Edelhölzern billiger sind als die Anschaffung von Säcken. Der Reichtum des Landes beruht in erster Linie auf seiner Zuckerindustrie, deren Mittelpunkte Trujillo und Pimentel

sind. In den Baumwolldistrikten wird neben der Baumwolle auch Rizinusöl in großem Maßstabe gewonnen, weiter Tabak, Reis und Coca. Die Wollindustrie wird hauptsächlich auf dem Hochland von Peru gepflegt, ebenso die Gewinnung von Metallen, vorzüglich Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Auch der Gummihandel im Amazonasgebiet, der jahrelang stilllag, soll sich wieder etwas heben. Vereinzelt kommen aus diesen Gegenden wilde Indianer zu der zivilisierten Bevölkerung, um Arbeit zu nehmen. Sie erhalten dafür Kleider und vor allem Pulver, damit sie ihrer Haupttätigkeit, der Jagd, nachgehen können. Man sagt, daß diese scharf- und weitsehenden Indianer, sei es mit Pfeil und Bogen, sei es mit Feuerwaffen, ihr Ziel nie verfehlen.

3. Zu den alten Städten Perus und Boliviens.

Am 5. April lagen wir vor dem peruanischen Hafen Mollendo. Kahle Felsen ragen bis an das Meer, und zwischen Klippen liegt die kleine Stadt eingebettet, an dalmatische Häfen erinnernd. Vom Schiff aus sehen die mit Blech gedeckten Häuser wie kleine Festungen aus und machen einen düstern Eindruck. Beim Ausbooten legt das Boot an einer Kaimauer an, und in Ermangelung eines Landungssteges wird man auf einen Stuhl gesetzt und mit einem Dampfkran hochgezogen — jedenfalls eine recht originelle Art der Beförderung. In Mollendo war ich nur ausgestiegen, um von hier sofort weiterzufahren. Ich hatte die Absicht, über Cuzco die Hauptstadt Boliviens „La Paz“ zu erreichen, um von dort auf anderem Wege wieder zum Meer zu gelangen.

Zunächst geht die Fahrt am Meer entlang, dann aufwärts durch eine gebirgige kahle Gegend voll von Steinen und Sand.

Nur vereinzelt wird die Oede unterbrochen durch fruchtbare Wiesen und Felder mit einigen Bäumen. Aber wir mußten doch 30 Kilometer zurücklegen, bis wir bei der Station Lambo zu einer solchen, einer Oase vergleichbaren fruchtbaren Stelle kamen. Je höher die Bahn steigt, desto großartiger wird der Blick auf unzählige kleine nackte Gebirgszüge, die letzten Ausläufer der Kordilleren. Ganz in der Ferne schimmert das Meer. Je höher die Fahrt, desto öder die Gegend, vereinzelt finden sich noch Kakteen, sonst ist alles Stein und Sand, der an einzelnen Stellen weißgefleckt ist durch zerfallene Gerippe von verendeten Tieren. Der Bau der Bahn durch diese vulkanischen Gebirge ist ein Meisterwerk der Technik, da die ganze 172 Kilometer lange Strecke keinen Tunnel aufweist. Links und rechts sind kahle Berge, in der Mitte ein aufgeworfener Steindamm, auf dem die Schienen liegen, die zur Regenzeit oft vom Wasser weggefegt werden. Im Zickzack steigt die Bahn immer höher, und die untergehende Sonne läßt die zahllosen Gebirgswellen in allen Farben des Regenbogens schillern und zaubert aus den nackten Steinwänden phantastische Figuren hervor, wie ich sie ähnlich bei Sonnenuntergang am Grand Canon des Colorado in Arizona gesehen hatte.

Eine von fernen Gebirgszügen umrandete Hochebene, die wir durchfuhren, ist nur von Sand und Steinen bedeckt und zeigte sonderbare grauweiße Flecke. Es sind die Pampas de la Joya, sichelförmige Dünen, zu denen der Wind den leichten siliziumhaltigen Sand des jahrtausendalten Gebirgsschuttes zusammengewirbelt hat. Weiter aufwärts leucht der Zug an den Gebirgswänden entlang, und man kann sich, nach der nun schon einige Stunden dauernden Fahrt, einen guten Begriff von der riesigen Ausdehnung der Kordilleren machen, denen in ihrer Großartigkeit nur der Himalaja gleichkommt.

Auf den Stationen wird Chicha angeboten, ein Getränk, das wie Most aussieht, aber nicht so schmeckt, da es nur eine Brühe von gekochtem Mais, Wasser und Zucker ist. Es wird in ganz Südamerika, allerdings in verschiedener Weise hergestellt und wird, je länger es steht, infolge der Gärung, immer alkoholhaltiger. In geflochtenen Bastkörbchen bekommt man ferner die Frucht Guayana. Diese, in ihrem Äußeren der Mistel vergleichbare Frucht, hat rosarotes Fleisch von dem Geschmack der Birnen und Himbeeren und erreicht die Größe eines Pfirsichs.

Nach sechsstündiger Fahrt waren wir auf 2300 Meter Höhe in Arequipa angekommen, das ich mir am nächsten Tag besah. Am Hauptplatz, der Plaza de Armas, liegt die aus der Kolonialzeit stammende Kathedrale, auch hier wie in Lima mit niedrigen Türmen wegen der Erdbebengefahr. Im Hintergrunde sieht man die schneebedeckten Vulkane, in der Mitte den spizen, fast 6000 Meter hohen Keel des Misti, der durch seine Ausbrüche die Stadt schon viermal fast zerstört hat. Von diesen schneebedeckten Bergriesen, die halbkreisförmig die Stadt umgeben, streichen nach beiden Seiten kahle Gebirgszüge aus. Arequipa ist dadurch ganz von Felsgebirgen eingeschlossen und liegt in einem herrlichen fruchtbaren Tale.

Besonders auffallend sind hier die vielen Kartoffelfelder. Die Kartoffel stammt nämlich aus den Cordilleren des tropischen Peru und des subtropischen Chile. Dort wird sie seit ältester Zeit von den Eingeborenen als Nahrungsmittel angebaut und kommt am Titicacasee noch in einer Höhe von 3850 Meter vor. Im westlichen Südamerika wächst sie wild an steilen, felsigen Hängen, meist in der Nähe der Küste. Diese wilde Kartoffel hat eine kleine wässrige, unschmackhafte Knolle und nichtriechende Blüten, im Gegensatz zur kultivierten Kartoffel, die wohlriechende Blüten hat. Interessant ist,

daß sich in den Keimen der wildwachsenden Bergkartoffel ein giftiges Alkaloid, das Solanin bildet, das in Mexiko und Zentralamerika unter dem Namen Camotillo vielfach Verwendung findet. Bringt man dieses Gift unbemerkt in den Körper, so führt es innerhalb eines halben bis eines ganzen Jahres, infolge Lähmung des gesamten Nervensystems den Tod herbei, ohne daß es im Körper nachweisbar wäre. Nach der Überlieferung der Indianer beginnt die tödliche Wirkung des bei abnehmendem Mond gewonnenen Camotillo ebenso viele Tage nach dem Genuß, als es nach dem Herausnehmen aus der Erde bis zu dem Genuß der Frucht gelagert hat.

Arequipa ist eine stille Stadt mit wenig Menschen auf den Straßen. Vereinzelt sieht man Indianer, deren Frauen das schwarze Haar in vielen kleinen Zöpfen geflochten tragen. Im Gegensatz zu Lima gibt es hier fast nur alte Häuser, einige mit reichen Türfassaden aus dem 16. Jahrhundert. Im Inneren sind diese Häuser mit Säulengängen und palmen- geschmückten Höfen geziert.

Am Nachmittag lustwandelt die Damenwelt von Arequipa in dem Arkadenringe der Plaza. Auch hier wie in der Hauptstadt Frauen von eigenartiger Schönheit, die von alten spanischen Adelsfamilien abstammen. Der Peruaner ist außerordentlich lebenswürdig und gibt gerne Aufklärung über das Land und seine alte Kultur, so daß ich mich schon hier über die vorinkaische und inkaische Kultur unterrichten konnte.

Die Fahrt von Arequipa nach Puno geht zunächst über den Chilefluß und bietet weite Ausblicke über das Tal, die Stadt und die Schneeberge. Sobald die Bahn das fruchtbare Tal von Arequipa verlassen hat, beginnt wieder das kahle, steinige Gebirge. Auf den verwitterten Abhängen und Halben liegt überall der weißgraue, siliziumhaltige Sand, den wir schon in den Dünen längs der Bahn kennengelernt haben. Die jetzt

zu Tonwaren benutzten Sandmassen hielten die Peruaner lange Zeit für wertlos. Sie überließen daher den Engländern die Ausfuhr zollfrei, die den Sand angeblich nur als Ballast für ihre Schiffe haben wollten. Der Zug eilt weiter durch kahle Basaltgebirge und über tiefe Schluchten, an deren Boden sich ein Flüsschen durchschlängelt. Hier sehen wir auch die ersten Herden von Lamas, die dicht an die Bahnlinie herankommen und mit ihren großen Augen die Reisenden anlocken. Man muß ihre Nähe meiden, da man sonst von ihnen angespuckt wird. Ihr Speichel ruft einen üblen und aus den Kleidern nicht mehr zu entfernenden Geruch hervor.

Wir sind jetzt mitten in der Peruanischen Sierra und erreichen bei Crucero Alto die höchste Stelle der Bahn mit 4470 Meter. Diese Höhe wird allerdings noch übertroffen von der peruanischen Bahnlinie, die von Lima über Droya, Cerro de Pasco, der Ursprungsstelle des Amazonenstromes und Drolla, dem Zentrum des Minendistrikts nach Monteblanco führt. Monteblanco ist mit 4880 Meter die höchste Bahnstation der Erde überhaupt. Längst haben sich übrigens bei den Reisenden die ersten Anzeichen der Soroche — der Bergkrankheit gemeldet. Je mehr der Zug auf der Fahrt nach Puno in die Höhe klettert, desto unbehaglicher fühlt man sich. Luftmangel, schneller Puls und Herzklopfen sind ihre ersten Anzeichen, die sich bis zum Erbrechen und Nasenbluten steigern können. Verschiedene Reisende waren ganz apathisch und wurden bewusstlos, und es kommt nicht selten vor, daß Kranke zwei bis drei Tage wie tot daliegen. Deshalb begleitet ein Arzt den Zug, um bei diesen schweren Fällen durch Sauerstoffzufuhr und Einspritzung von herzstärkenden Mitteln dem durch die Höhenluft schwach gewordenen Körper aufzuhelfen. Aus der Geschichte ist bekannt, daß bei der Eroberung Perus viele der spanischen Soldaten hier im Hochgebirge an

Bergkrankheit erkrankten und zugrunde gingen und daß auch Pferde und Maultiere sehr unter ihr litten.

Von Crucero Alto aus steigt die Bahn abwärts und man nähert sich bei Lagunillas in einer Höhe von 4352 Meter einem großen, von Schneebergen umrahmten Hochgebirgssee von klarstem Wasser mit kleinen Inseln in der Mitte. Die Bergabhänge sind mit grünen Wiesen bedeckt, auf denen Schafe, Rüge und unzählige Lamaherden weiden. Rings um den See geht die Fahrt durch ein Felsengebirge an einen zweiten See, an dessen Ufern der Zug so dicht vorbeifährt, daß man die unzähligen Enten auf ihm und die Fische im Wasser sehen kann. Eine große Menge von Raubvögeln, unter denen Adler vorherrschen, sieht man in den Lüften kreisen, während der nur in den Kordilleren vorkommende Kondor erst in den höchsten Höhen des Gebirges zu finden ist. Fahrplanmäßig kamen wir abends in Puno, einem malerisch am Titicacasee gelegenen Städtchen, an, das mit seinen 3822 Meter Meereshöhe eine der höchsten Städte der Erde ist.

Der Titicacasee, der höchstgelegene von Schiffen befahrene See der Welt, ist 8400 Geviertkilometer groß und liegt 3800 Meter über dem Meere. Durch den Desaguaderofluß steht er mit dem südlich gelegenen und viel kleineren Pooposee in Verbindung. Auf den Inseln des Sees wohnen zivilisierte Indianer. Sie betreiben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei und beliefern die Märkte von Puno und andern Ortschaften mit den im See fast ausschließlich vorkommenden Bogas, sehr schmackhaften kleinen, forellenartigen Fischen. Der Blick auf den von der untergehenden Sonne beleuchteten See mit den hohen Schneebergen im Hintergrund gehört mit zu den schönsten meiner landschaftlichen Erlebnisse. Spaziergänge an den Ufern des Sees entlang zeigten mir zahlreiche Indianergruppen, die ihre Lamaherden auf die Weide trieben. Auf

dem See sah man viele jener eigentümlichen Boote, der Balsas —, die aus einem hier wachsenden Binsengras geflochten sind und die ein großes viereckiges Segel führen. Diese Boote vermitteln den Hauptverkehr auf dem See, und die Indianer müssen oft tagelang rudern bis sie von ihren Inseln an die Ufer des Sees gelangen. Auch hier oben sind die Indianer außerordentlich scheu, antworten, obwohl viele von ihnen die spanische Sprache verstehen, auf Anruf überhaupt nicht und entfernen sich schnell, während sie ihre Gesichter verhüllen. Männer und Frauen sind klein und sehr schmutzig. Abgesehen von dem üblichen Ungeziefer sind sehr viele noch mit häßlichen Hautkrankheiten behaftet. Die Frauen, meist mit 14 Jahren reif, aber durch häufige Geburten, Armut und mangelhafte Körperpflege schon vor dem 20. Jahre verblüht, haben schlanke, schmale Knöchel und feingeschnittene Gesichter. Die Beine verhüllen sie durch unzählige Röcke und den Oberkörper durch ebenso viele bunte, selbstgewebte Wolltücher. Über ihren Körperbau kann man sich daher kaum eine Vorstellung machen. Nur ganz vereinzelt sieht man unter den Frauen einmal ein wirklich hübsches Gesicht mit der charakteristischen Adlernase des Indianers, guten Zähnen und schönem, langem, schwarzem Haar.

Unzählige Sagen sind am Titicacasee entstanden, und der See ist mit der Geschichte des Inkareiches auf das engste verknüpft. Im folgenden gebe ich einige Auszüge aus den Berichten des Garcilaso-de la Vega, der zur Zeit der Eroberung Perus durch die Spanier in Cuzco lebte. Er war der Sohn eines spanischen Granden und einer Inkafürstin und ist der einzige, der uns genaue Berichte aus dieser Zeit überlieferte.

„In alten Zeiten war das Land wüst, und die Menschen lebten ohne Gesittung wie wilde Tiere. Als unser Vater, der Sonnengott, dieses Leben sah, ergriff ihn Mitleid, und er

schickte vom Himmel einen seiner Söhne und eine Tochter, damit die Menschen ihn als Gott erkennen und lernen sollten, in Vernunft und Milde untereinander zu leben. Diese seine Kinder sollten die Menschen im Bau von Häusern und in der Bearbeitung des Landes unterweisen und ihnen alle übrigen Kulturgüter bringen. Auf einer Insel im Titicacasee ließ er sie auf die Erde steigen und stellte ihnen frei, wohin sie wandern wollten. An der Stelle aber, wo es ihnen gelänge, ein goldenes Stäbchen, das er ihnen mitgab, in die Erde zu treiben, sollten sie ihren Bohrsitz und Hof errichten. Mit diesen Worten entließ er sie. Die beiden Gotteskinder aber verließen den Titicacasee und wanderten nach Norden, bis sie in das weite, geschützte Tal von Cuzco kamen. Hier drang der Stab mit großer Leichtigkeit tief in die Erde ein, und deshalb ließen sie sich hier nieder, wie es der Sonnengott gewünscht hatte. Im langsamen, zähen Ringen richteten ihre Nachkommen, die Inkas, in Cuzco ihr Reich auf, daß sie durch Eroberung von Chimus und Quito vergrößerten. Es bestand etwa von 1000 bis 1536 nach Christi. Manco Capac war der erste und Atahualpa, der von Francisco Pizarro eingekerkert wurde, der letzte Sonnenkönig.“

Die staatlichen Einrichtungen des Inkareichs trugen starke sozialistische Züge. Jeder war gezwungen, Ackerbau zu treiben, aber der Inka war Eigentümer des ganzen Landes. Ein Drittel der Erträge erhielt er, ein weiteres Drittel wurde an die Priesterschaft, und der Rest an die Bevölkerung verteilt. Mais, Bohnen, Kartoffeln und Perureis wurden hauptsächlich angebaut. Die Lamas wurden als Lasttiere benutzt. Außerdem diente ihr Fleisch zur Nahrung und ihre Wolle zur Herstellung von Geweben. In Bergwerken wurde Gold und Silber gewonnen und der Reichtum des Inkareiches ging in das Märchenhafte. Die Tempel waren ganz aus Goldplatten hergestellt,

und in den Gärten fanden sich die mannigfaltigsten, aus Gold nachgeahmten Blumen. Ebenso bestanden alle Gebrauchsgegenstände, sowohl in den Tempeln wie in den Palästen des Inkas, aus reinem Gold. Im Straßenbau und im Verkehrswesen wurden mustergültige Anlagen geschaffen, während die Erziehung der Kinder den Schulen oblag. Kunstvolle Ton- und Bronzegefäße sind uns aus der Inkazeit erhalten, unsere größte Bewunderung erregen aber die Steinblockbauten, wie wir sie in Cuzco finden. Weder Ägypten und Griechenland, noch Kleinasien oder Indien haben Ähnliches aufzuweisen. Nach den Forschungen von L. Brenner, Stübel und Uhle, stand zwischen dem Titicacasee und La Paz die Wiege der südamerikanischen Kultur, und die Ruinenfelder, die wir in Tiahuanaco sehen, sind über 13000 Jahre alt. In der Glanzzeit von Tiahuanaco wurden Bauten aus riesigen Steinblöcken aufgeführt, die sich durch reichen ornamentalen Schmuck auszeichnen. Aus dieser Frühkultur ging dann im Laufe der Jahrtausende die Inkakultur hervor, die ebenfalls monumentale, aus riesigen Blöcken aufgebaute Kunstwerke errichtete, die jedoch keine Skulpturen mehr aufweisen, und bei denen die Steinblöcke haarscharf aufeinandergepaßt sind. Die Verehrung der Götterbilder in den, aus früheren Zeiten stammenden Tempeln war im Inkareich verboten. Die Sonne wurde zum Gott erhoben, und in zahllosen Tempeln opferten ihr die Inkas Haustiere wie Lämmer, Widder und Schafe, aber auch Lebensmittel und feine Stoffe. Menschen haben die Indianer Perus dagegen keine geopfert, wie dies z. B. die Azteken in Mexiko taten. Von den vielen Sitten und Gebräuchen, die in der Zeit des Inkareiches herrschten, gibt das Buch von Dr. H. G. Bonte, „Franzisco Pizarro, der Sturz des Inkareiches“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1925) eine ausführliche Beschreibung. Erwähnen will ich hier nur noch einiges: die Befehle des Königs wurden mit

größter Schnelligkeit durch besonders ausgebildete, junge, kräftige Stafettenläufer übermittelt. Kürzere Meldungen wurden bei Tage durch Rauchsignale und bei Nacht durch Flammenzeichen von Station zu Station weitergegeben. Eine dritte Art der Nachrichtenübermittlung bediente sich der Knotenschrift Quipus. Gedrehte Wollfäden in verschiedenen Längen und verschiedenen Farben wurden hier zur Übermittlung der Nachrichten benutzt. So nahm man zur Bezeichnung von Gold einen goldnen Faden, für Silber einen weißen, für Soldaten einen roten. Durch Knoten in den Wollfaden wurde die Anzahl der betreffenden Einheiten bezeichnet. Einige hatten sich das Studium dieser Knotenschrift zu ihrer Lebensaufgabe gemacht und konnten alle wichtigen Ereignisse durch die verschiedenen gefärbten Fäden und durch die verschiedene Anordnung der Knoten in denselben zum Ausdruck geben.

Als die Kunde von diesem reichen Lande nach Spanien gedrungen war, wurde mit Unterstützung der Königin Johanna von Spanien eine Expedition entsandt unter Führung von Francisco Pizarro, Diego de Almagro und Hernando de Luque, einem Priester. Im Jahre 1531 segelten sie von Panama ab, das damals schon spanischer Besitz war. Mit einer Tollkühnheit ohnegleichen setzte sich Pizarro unter unzähligen Entbehrungen und Gefahren allmählich durch und brachte nach der Gefangennahme des Inkakönigs Atahualpa das Land an die Krone von Spanien.

Aber mit welchen Greueln war die Besitznahme des Landes verknüpft! Wie erschütternd das Unglück, welches über die Kinder der Sonne hereinbrach! Brutalste Mißhandlung und Ausnutzung, ansteckende Erkrankungen, Hunger und Entbehrungen aller Art brachten die einfachen Naturmenschen um. Und wer nicht den Krankheiten erlag, wurde unbarmherzig durch anstrengende Arbeit, die ihm ungewohnt war, auf-

gerieben. Verzweiflungsvoll gaben sich ganze Völkerstämme den Tod, um von der unerträglichen Last der Arbeit befreit zu werden. Durch Verhinderung neuer Geburten mit wohlbekannten Pflanzengiften beschleunigten die Untertanen der Inkas selbst den Untergang ihrer Rasse. Von den vielen Millionen Menschen, die früher in den fruchtbaren Tälern des Hochlandes glücklich gelebt hatten, ist kaum eine Million übriggeblieben. Sowohl die Berichte des Garcilaso wie die monumentalen Bauten sprechen dafür, wie zahlreich die Bevölkerung hier gewesen sein muß. Nach der Unterwerfung des Inkareiches kam es sehr bald zu Streitigkeiten zwischen Pizarro und Almagro. Letzterer wurde nach dem Siege Pizarros im Gefängnis erdrosselt und auf dem Marktplatz von Cuzco 1538 enthauptet. Aber auch die Gouverneurszeit Pizarros dauerte nicht lange, denn dem ermordeten Almagro entstand in seinem Sohne Diego de Almagro ein Rächer, der mit seinen Anhängern eines Tages Pizarros Haus überfiel, wobei der 75jährige Pizarro, der wie ein Löwe focht, schließlich einen Stich in die Kehle erhielt und starb. Ein Parteigänger Almagros, Diego de Alvarado, der die Verschwörung gegen Pizarro mit angestiftet hatte, wurde darauf zum Gouverneur ausgerufen. Geordnete Verhältnisse aber kamen erst wieder in die neueroberten Kolonien, nachdem auf Veranlassung von Bartholomä las Casas (1474—1566) in Spanien neue Gesetze zum Schutz der bisher in der furchtbarsten Weise geknechteten Indianer gemacht wurden und zu ihrer Ausführung in Lima ein königlicher Audienzhof tagte.

Von Puno führte mich die Bahn nach Cuzco. Sie wendet bald vom See weg, man sieht bestelltes Land, vor allem Getreidefelder und Weiden. Auf ihnen tummeln sich große Herden von Pferden, von indianischen Reitern bewacht. Auf den Bahnhöfen boten Indianerinnen aus Vicuñaawolle ge-

strickte Handschuhe, Strümpfe, Westen, Halstücher u. a. zu billigen Preisen an. In Tirapata werden am Bahnhofe die kleinen wohlschmeckenden Fische aus dem Titicacasee angeboten. Die Indianer leben hier meist vom Fischfang und kommen mit zehn Centavos täglich aus. Sie sind geborene Diebe und sollen alles stehlen mit Ausnahme von Gabeln, da sie noch nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Sie sind geizig, hartherzig, daher auch sehr ungastfreundlich. Wird ein Indianer durch den Eintritt in das Heer oder durch längeren Aufenthalt in einer größeren Stadt etwas zivilisierter und kehrt dann zu seinen Landsleuten zurück, so macht er seine Erfahrungen nicht etwa zum Nutzen seiner Stammesgenossen geltend, sondern er benützt seinen ihm angeborenen Catilinacharacter, verbunden mit den durch die Zivilisation erworbenen Kenntnissen dazu, seine Landsleute bis auf das Blut auszunutzen. Solche halbzivilisierten Indianer häufen meist enorme Reichtümer an, die sie wegen ihres Mißtrauens in Kisten und Kästen aufbewahren.

Hier sehen wir auch die ersten Alpakaherden, etwas kleinere, schwerfällige und mehr Wolle tragende Tiere, während uns Vikunjas leider nicht zu Gesicht kamen. Der Schmuggel mit den herrlichen Vikunjafellen von Peru nach Bolivien steht hoch in Blüte, und man bekommt daher die schönsten, gelblichen Vikunjafelle — die weißen sind wertlos — in La Paz angeboten, während in Peru nur aus Vikunjawolle gewebte Bekleidungsstücke verkauft werden. So werden an allen Bahnstationen aus Vikunjawolle angefertigte „Ponchos“ angeboten, in der Mitte geschlitzte mantelartige Umhänge, meist in leuchtenden Farben, die die Indianer, ähnlich wie die mexikanischen Indianer ihre Sarapes, zum Schutze gegen die Kälte tragen. In Maragani finden wir große Textilfabriken, die die früher handgewebten und mit echten Pflanzenfarben gefärbten Ponchos jetzt mit Maschinen herstellen und mit Anilinfarben färben.

Bei La Raya hat der Zug den höchsten Punkt der Bahnlinie erreicht. Die Eisenbahnfahrt an der endlosen schneebedeckten Cordillere entlang, auf einer fruchtbaren Hochebene, macht einen außerordentlichen Eindruck, und wohl nirgends in der Welt kann man ein so ausgedehntes Gebirgs panorama sehen, wie es hier während einer zwölfstündigen Eisenbahnfahrt an unsern Augen vorbeizieht. Der Himmel ist unbewölkt, tiefblau, und in dieser Höhe hat man einen unbehinderten Blick ins Land und über die majestätischen, endlosen Ketten der Cordilleren. In Aguas calientes befinden sich heiße Schwefelquellen, und an manchen Stellen sehen wir heiße Dämpfe aus der Erde steigen. Allmählich nähern wir uns der Reliquie von Peru, dem peruanischen Rom, der den Inkas heiligen Stadt Cuzco. Daß wir überall, noch in Höhen von 3500 bis 4000 Meter, bewaldete oder mit Getreide und Obstbäumen bestellte Landstriche sehen, ist nur dadurch zu erklären, daß die weiten Täler durch die beiden gleichlaufenden Cordillerenketten vor den Winden geschützt werden, und daß durch die Schneeschmelze in den hohen Gebirgen die Täler das ganze Jahr über mit genügend Wasser versehen werden, und daß seit Jahrtausenden die Bevölkerung hier Ackerbau treibt und der Erde durch geschickt angelegte und gut gepflegte Pflanzungen einen Ertrag abzugewinnen versteht.

Die Bahn läuft jetzt an einem Flusse entlang, seinen zahlreichen Windungen folgend, und die Landschaft erinnert häufig an den Rhein. Das Bild wird weiter verschönt durch zahlreiche Blumen auf den Feldern, durch Kandelaberkakteen und durch die schlanken hohen Eukalyptusbäume. Das Holz dieser Riesenbäume findet beim Hausbau Verwendung und die Blätter werden zur Desinfektion von Wohnräumen benutzt, während die getrockneten Früchte als Halsketten getragen werden. Wenn man bedenkt, daß das landwirtschaftlich aus-

genutzte Gebiet sich einst vom Titicacasee über Cuzco bis nach Quito erstreckte, so kann man sich eine Vorstellung von der einstigen Größe des Inkareiches machen. Zur Zeit der spanischen Eroberung trug allerdings das Inkareich schon starke Spuren des Verfalls, sonst wäre es der Handvoll spanischer Abenteurer wohl nicht gelungen, die hier auf der Höhe herrschenden Inkas mit ihren Millionen von Untertanen zu unterjochen und aufzureiben. Zwist unter den Fürsten hat auch hier den Zusammenbruch veranlaßt.

Bei der Einfahrt in Cuzco haben wir schon die zweite Kette der Cordilleren passiert und befinden uns im Flußgebiet des Amazonas. Am ersten Abend machte ich einen kleinen Spaziergang nach dem Hauptplatz der Stadt, auf dem mir viele Indianer mit ihren scharfgeschnittenen, schmalen Gesichtern und ihren typischen Adlernasen begegneten. Ein mongolenähnlicher Typ mit scharf vorspringenden Backenknochen und scharfer Adlernase fiel mir besonders auf.

Am andern Morgen begann ich den Ritt nach der Ruinenstadt Cuzco. Auf steilem Weg steigt man von der Stadt aus allmählich in die Höhe. Je höher man kommt, desto mehr hebt sich die Stadt mit ihren zahlreichen alten Kirchen, ihren palmengeschmückten Plätzen und ihren alten Bauten hervor. Sie liegt in einem weiten, fruchtbaren Thal, rings von Gebirgen umgeben, deren Abhänge dicht mit Blumen übersät sind, während im Tale kein Fleckchen Erde unbebaut ist. Wir machen jetzt eine Biegung um den Berg, zu dessen Höhe wir fast emporgeklettert sind, so daß die Stadt für einen Augenblick unserm Auge entwindet. Dafür aber bietet sich ein überraschend großartiges Bild. Vor uns liegen die Trümmer der in mehreren Stockwerken aufgebauten Inkafestung Sacshuaman. Wir können hier gleich die Wunder der inkaischen Baukunst schauen, die riesige Felsblöcke so gut zu schichten ver-

stand, daß das Mauerwerk ohne weiteres Bindemittel Jahrhunderte und Jahrtausende überdauerte. Die aus der vorinkaischen Zeit stammenden Bauten zeigen vieleckige Haussteine, die so ineinandergesügt wurden, daß sie mit ihren vielen Flächen und Ecken gleichsam wie die Zähne eines Zahnrades ineinandergriffen und sich nicht gegeneinander verschieben konnten. Die bis zu fünf Meter hohen und drei Meter breiten Blöcke sind so genau aufeinandergepaßt, daß man nicht einmal mit der Schneide eines Messers zwischen die Fugen dringen kann. Diese primitiv anmutende Zyklopenbauweise, von der wir auch Spuren in Kreta und in Simbabwe in Südafrika finden, ist so solide, daß ihre Bauwerke die zahlreichen Erdbeben dieser Gegend überdauert haben. Die Inkas gingen dann später zu der Quaderbauweise über, die schöner und gleichmäßiger wirkt, aber ein Bindemittel verlangt. Sie fanden es in geschmolzenem Gold und Silber, denn ein Mörtel, wie wir ihn verwenden, war ihnen unbekannt. Ganz besonders interessant sind die Stellen in der Mauer der Festung, wo die Steine zu einer angerundeten Ecke gehauen sind. Eine bewundernswerte Arbeit, die uns heute nicht mehr möglich ist und darauf schließen läßt, daß hier, wie bei allen architektonischen Großtaten vergangener Zeiten, unzählige Sklaven für ihre Herren arbeiten mußten.

Von der Höhe der Festung, die sich als fünfstöckiges Mauerwerk aufbaut, hat man einen herrlichen Blick in das Tal mit der Stadt Cuzco, die durch die Festung vollständig beherrscht wird. Von hier aus muß man noch eine Anhöhe hinaufklettern, um zur eigentlichen Ruinenstadt zu gelangen. Von weitem glaubt man nur ungeheure Felsen zu sehen, je näher man jedoch kommt, desto mehr Leben und Gestalt nehmen die gigantischen Blöcke an. Da kommt man zunächst zum Thron des Inka, einem gewaltigen Steinblock,



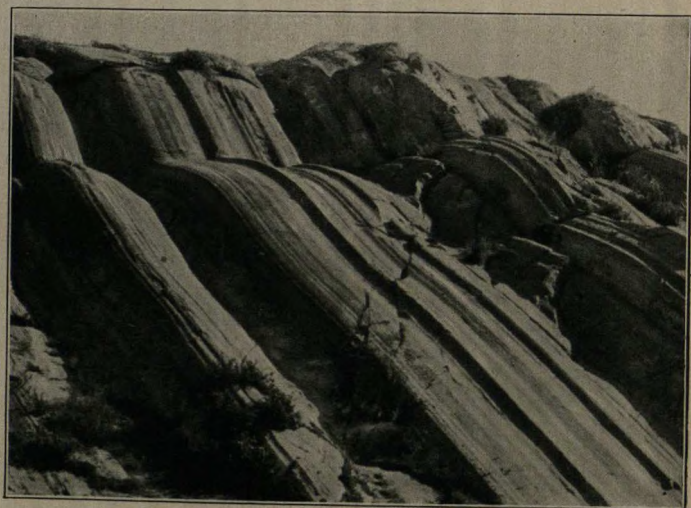
Möwenschwärme in der Nähe von Mollendo, Peru.



Sicheldünen in den „Pampas de la Joya“ längs der Bahnlinie
Mollendo-Arequipa. S. S. 35 und 37.



Der Thron des Inka. Cuzko, Peru. S. S. 48.



Die Rodelbahn des Inka bei Cuzko. S. S. 49.

in den Stufen eingehauen sind, und dessen Spitze in einen ausgehauenen Sitz ausläuft. Der Sitz ist genau nach Süden gerichtet. Hier war die Kultstätte des Sonnengotts. Eine große, goldene Scheibe reflektierte das Sonnenlicht nach dem Tal, wo die gläubige Menge ihren Gott mit verhülltem Gesicht verehrte. Dann kommt man an ein breites Felsmassiv, das durch Verwitterung abgerundet und abgeschliffen ist. Die Phantasie hat hieraus die Rodelbahn des Inka gemacht. An einer andern Stelle sieht man einen breiten in den Felsen gemeißelten Sitz und unter ihm in den Felsen eingehauene Gänge. Es ist der Sitz des Teufels, und die von hier ausgehenden Gänge sollen nach der Festung, nach dem Tempel des Sonnengottes in der Stadt und, wenn man der Sage Glauben schenken will, sogar bis zur Stadt Quito führen. Bei einer Belagerung konnte der Inka sich daher auf weite Strecken mit seinen wichtigsten militärischen Punkten unterirdisch in Verbindung setzen. Unser Führer kroch in einen dieser Gänge und kam viele Meter weit entfernt wieder zum Vorschein. Andere, die hier Gold suchten, sollen bisweilen für immer verschwunden sein. An einem andern Punkt sieht man einen in den Felsen gehauenen größeren Sitz und daneben einige kleinere. Wegen der Quellen, die sich hier finden, wird die Stelle von einigen als das Bad des Inkas bezeichnet. Andere nehmen wegen der in den Fels eingehauenen regelmäßigen Kanäle an, es handle sich hier um eine Goldwäscherei. Das Gold wird hierzulande zwar auch in Flüssen gefunden, aber der Hauptgoldschatz der Inkas stammte doch aus goldhaltigem Erz. Dieses wurde zuerst in großen Mörsern zerkleinert und dann gewaschen, um die goldhaltigen Stücke von den wertlosen zu scheiden. Der goldhaltige Erzstaub wurde dann einem Luftzug ausgesetzt, wobei der Erzsand weggeweht wurde und das Gold zurückblieb.



An einer andern Stelle des Berges finden wir eine ganze Anzahl solcher in den Fels gehauener Sitze. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß hier Versammlungen abgehalten wurden und daß von dieser erhabenen Stelle aus der Inka seinem Volke zuschaute, wie es bei den großen Festen tanzte und sich tummelte. Nicht weit davon ist der Fußplatz des Inka. Von den in den Felsen gehauenen Eingängen aus gelangt man in einzelne, unterirdische Kammern, die dem Inka als Vergnügungsstätten mit seinen zahlreichen Geliebten dienten. Sie liegen unterirdisch, damit der Sonnengott von dem Treiben des Inka nichts sehen konnte.

Ob Sage oder Wahrheit, die Ruinenstadt Cuzco macht einen großen Eindruck. Sie ist die Zeugin einer alten tausendjährigen, vergangenen Kultur. Wer Zeit hat, kann sich noch eine Menge solcher Ruinenstätten in der Umgebung ansehen. So das einige Kilometer entfernte Cuzco und die mit der Bahn erreichbare, 70 Kilometer entfernt liegende Festung Ollantay, die in ihrem Gesamtbau noch ganz erhalten ist und aus riesigen roten Porphyrböcken gebaut ist. Weiter sind sehenswert die gut erhaltenen Observatorien der Inkas in Pisac.

Auf dem Rückweg machte ich noch vor der hoch über der Stadt gelegenen Kirche San Cristobal halt. Von hier aus hat man den besten Blick über die ganze Stadt. Vor der Kirche stehen kleine sonderbare Steinblöcke. In ihnen befindet sich unten ein Loch, gerade für einen Menschenkopf passend, das in einen engeren Spalt ausläuft, während nach oben eine halbkreisförmige Öffnung liegt. Es sind die Foltersteine der Inkas. Hier wurden die zum Tode Verurteilten mit dem Kopf durch das Loch gesteckt, dann wurde der Kopf in dem Spalt so hoch gezogen, bis er fest eingeklemmt war und bei lebendigem Leibe wurden dann dem Verurteilten von vier Henkers-

knechten Arme und Beine ausgerissen. Die Spanier, die diese Form der Todesvollstreckung eine Zeitlang beibehielten, waren zum Ausreißen der Glieder zu schwach und benutzten daher vier Pferde. Nach anderer Deutung wurde der Kopf der Verurteilten in den Marterstein eingeklemmt und dann der Rumpf so stark nach hinten und oben gebogen, bis die Wirbelsäule in der Halsgegend brach. Der Platz, an dem die Kirche San Cristobal liegt, ist noch dadurch interessant, daß hier der aus inkaischer Zeit stammende Eingang zum Palast des Inka Manco Capac zu sehen ist. Den Palast dieses Inkafürsten, dem es zum ersten Male gelungen war, die Einigung aller Inkafürsten zuwege zu bringen, und dessen Denkmal die Japaner der Stadt Lima zur Jahrhundertfeier gestiftet haben, konnten wir leider nicht sehen, da er im Privatbesitze einer Familie ist. Kurze Zeit darauf befanden wir uns wieder in der Stadt und gelangten über den schönen Hauptplatz mit seinen monumentalen Gebäuden und seinen schönen Parkanlagen nach dem Hotel. Trotzdem uns der Ritt in der glühenden Sonne und die Besichtigung der Ruinenstadt sehr ermüdet hatten, brachen wir doch nach dem Mittagessen auf, um uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen. Bei Tisch hatte uns ein elektrisches Klavier inkaische Musik vorgespielt, von der mir besonders die „Hymne der Inkas an den Sonnengott“ gefiel. Die primitive, mit eintönigem Gesang in Quechuasprache gemischte Musik erinnerte mich an die Klänge, die ich im Urwalde von Java von Einheimischen gehört hatte.

Die Kirchen, die wir am Nachmittag besuchten, sind alle im sogenannten Kolonialstil gebaut, aber viel reicher als die Kirchen in andern Städten Perus. Neben der Jesuitenkirche mit ihrer reichen Front und ihren weithin sichtbaren Türmen sind besonders sehenswert das Kloster de la Merzed und die reichgeschmückte Kathedrale, zu der man auf breiten Treppen

emporsteigt. Die vergoldeten Seitenaltäre sind durch vergoldete Bronzetüren geschlossen. Die Vorderfront des Hauptaltars ist aus massivem Silber, die Hinterfront aus massivem Gold. Zwei silberne Aufsätze, so schwer, daß sie nur von 15 Mann getragen werden können und auf die bei Prozessionen die Figur der Madonna aufgestellt wird, stehen in den Seitenschiffen. Auch sonst besitzt die Kirche große Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen. Im Chor finden wir zahlreiche, holzgeschnitzte Chorstühle, an den Wänden alte, teils recht bemerkenswerte Gemälde, darunter ein Gemälde, welches Van Dyck zugeschrieben wird. Die Außenfassade der Kathedrale mit ihren hohen Türmen wird dadurch noch wirkungsvoller, daß zu ihren beiden Seiten zwei im selben Stil gehaltene Kirchen angebaut sind.

Im Vergleich mit dem Monumentalbau der Kathedrale fällt die einfache, kleine Front der mit einem Museum verbundenen Universität weniger auf. In dem Museum sah ich Schädel, an denen Trepanationen ausgeführt worden waren, und Schädel mit Knochenlücken, die durch eingelegte Silberplatten gedeckt waren. Es ist ja bekannt, daß sowohl in Peru wie auf den Südseeinseln derartige Eröffnungen der Schädelhöhlen wegen Verletzungen und Krankheiten bereits zu vorgeschichtlichen Zeiten, als man noch kein Eisen kannte, meist mit Obsidiansplintern oder mit den ebenso scharfen Haifischzähnen ausgeführt worden sind. Und hier in Peru finden wir sogar die Vorläufer der modernsten Operationen, der plastischen, da hier Schädeldefekte bereits mit künstlichem Material (Silberplatten) geschlossen wurden.

Das in der Mitte des Hauptplatzes stehende Standbild des letzten Inkas Atahualpa hat mehr geschichtliche Bedeutung als architektonische. Vom Hauptplatz steigen wir eine Straße aufwärts und kommen am Palacio Borja, wo früher die

inkaischen Prinzessinnen untergebracht waren, und am Palast von Gonzalo Pizarro, dem Bruder des Eroberers, vorbei. An der Kirche der Nazarener, auch Kirche der vielen Schlangen genannt, bewundern wir die als Grundmauer und zum Teil als Fassade benutzten Zyklopensteine, die wohl von der Festung Sacshuaman stammen. Auch der Eingang zum Palaste des Inka Rocca, der in der Straße des Zwölfwinkelsteins liegt, ist erwähnenswert. Die Straße selbst zeigt zyklonische, vorinkaische und inkaische Mauern, bis zu zwei Meter hoch, auf denen dann moderne Häuser aufgebaut sind. Wo dieses Mauerwerk zur Anbringung von Türen durchbrochen ist, sieht man, daß die Steinblöcke meterdick sind.

Bei weitem die interessanteste Stelle in Cuzco finden wir aber da, wo früher der Tempel des Sonnengottes stand, auf seinen Ruinen erhebt sich heute die Kirche San Domingo. Die wie üblich im Kolonialstil gehaltene Kirche liegt an einem kleinen Platze, dessen sämtliche Häuser sich auf vorinkaischen oder inkaischen Mauern aufbauen. Es ist kein Zweifel, daß der Tempel des Sonnengottes früher in weitem Kreise von andern monumentalen inkaischen Gebäuden umgeben war. Wir betreten die Kirche, die im Innern wenig Bedeutsames aufzuweisen hat und gelangen von hier aus in eine große Säulenhalle, die mit alten Gemälden geschmückt, einen schön gepflegten Garten umrahmt. Ein Kapuzinermönch führte mich nach der Stelle, wo der Tempel des Sonnengottes lag. Wir sehen zunächst die Außenwand aus inkaischem Mauerwerk mit schönen, abgerundeten Steinen an der Eckfront, eine Steinhauerarbeit, wie wir sie schon in der Ruinenstadt Cuzco bewundert hatten. Über diesem Gemäuer haben die Spanier eine Kirche gebaut, der eigentliche Tempel der Sonne existiert also nicht mehr, aber von Garcilaso ist uns eine Schilderung erhalten: „Im Sonnentempel von Cuzco erhob sich auf dem Altar ein

Standbild der Sonne mit einem runden Gesicht, umrahmt von strahlenden Feuerflammen, und so gewaltig in seiner Größe, daß es sich von einer Wand zur andern ausdehnte. Zu beiden Seiten des Sonnenbildes waren die einbalsamierten Körper der toten Inkas aufgestellt und nach ihrem Alter geordnet. Sie saßen auf goldnen Thronesseln und schienen lebendig zu sein. Bei der Eroberung des Landes wurden diese Leichen mit vielen andern Schätzen versteckt und erst 1559 von den Spaniern aufgefunden. Das Bild der Sonne aber fiel gleich bei der Eroberung durch die Spanier an einen vornehmen Krieger, der das Götterbild in einer einzigen Nacht verspielte, so daß das geflügelte Wort entstand ‚er verspielt die Sonne, ehe es Tag wird‘.“

Von der Stelle, wo der Sonnentempel lag, hat man einen weiten Blick ins Thal, und hier wurde im Monat Juli das feierlichste aller Feste, das Sonnenfest, gefeiert, wozu sich die Vornehmen des Landes in gold- und silberstrotzenden Gewändern, die Heerführer, meist mit Tierfellen bekleidet, und zahlreiches Volk aus dem ganzen Inkareiche einfanden. Der König, als Sohn der Sonne, zugleich höchster Priester, leitete die Zeremonien, wobei die goldene Sonnenscheibe, von der im Süden stehenden Sonne beleuchtet, dem andächtig im Thal versammelten Volke gezeigt wurde.

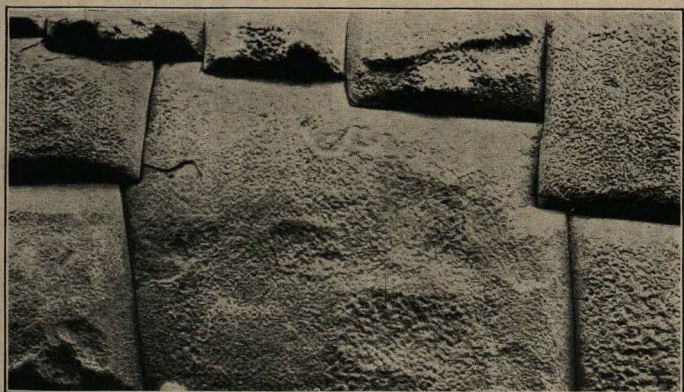
Die Kirche San Domingo beherbergt noch drei andere inkaische Heiligtümer und zwar den Tempel des Mondes, dessen Inneres noch zu sehen ist, den Tempel der Sterne und den Tempel des Blitzes. Der Tempel des Mondes ist leider in seiner Wirkung sehr beeinträchtigt, da die Spanier zwei große, romanische Bogen eingebaut haben. Der rechteckige Raum wirkt aber trotzdem noch schön. Vielmehr aber kommen Besonderheiten der Inkaarchitektur im Tempel des Blitzstrahles zur Geltung, dessen Inneres ganz unversehrt ist. Die Innenseiten der Mauern laufen nach oben zusammen, zeigen

also eine leichte Neigung nach innen und die Decke ist somit etwas kleiner als der Fußboden. In die Wände sind Nischen eingeschnitten, in denen die Götzenbilder — die „Idolos“ der verschiedenen Völkerstämme — zur Verehrung und Anbetung aufgestellt wurden. Der Boden dieses Tempels war mit massiven Goldplatten ausgelegt. Die Decke bestand nach innen aus Gold, darüber war aber nur ein einfaches Strohdach gedeckt. Dieses Mißverhältnis zwischen innerer Pracht und äußerer Schmucklosigkeit finden wir übrigens auch bei vielen asiatischen Tempeln. Alle diese vier Inkatempel lagen im Garten Coricancha, im goldenen Garten, in dem zahllose Blumen, aus Goldplättchen imitiert, einen Naturgarten vortäuschten. Neben dem Tempel des Blitzstrahles finden wir noch zwei kleine im selben Stil gebaute Zimmer für die Priester, denen der Dienst im Tempel und seine Bewachung oblag. Der führende Mönch machte mich noch auf Löcher aufmerksam, die sich an verschiedenen Stellen in den Mauern fanden. Bei genauerer Besichtigung zeigte es sich, daß das Loch in einen bis zum Dach des Gebäudes laufenden Kanal führte, in dem ein hohler Knochen lag. Durch Klopfen konnte man mit dieser Vorrichtung ziemlich weit hörbare Signale geben, weshalb man diese Anlagen auch als Inkatelegraphen bezeichnet hat.

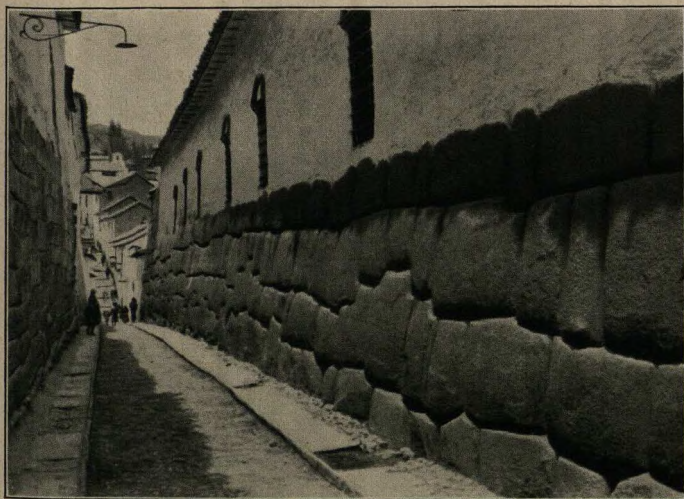
Den Abend verbrachte ich auf dem Hauptplatz, der bei Vollmond mit seinen wuchtigen Bauten einen großartigen Eindruck machte. Die Einwohner von Cuzco, die dem Konzert auf dem Platz zugehört hatten, waren längst verschwunden, und nur vereinzelt huschten einige Indianergestalten über den Platz, wie die letzten Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit. Hätten die Spanier die Bauten der vorinkaischen und inkaischen Zeit nicht zum größten Teil zerstört, so wäre der Besuch von Cuzco noch lohnender. Ganz überflüssig war es natürlich, von diesen interessanten Bauwerken Felsblöcke zur Funda-

mentierung der Kirchen herbeizuschaffen, zumal für den Weiterbau doch anderes Material verwendet werden mußte.

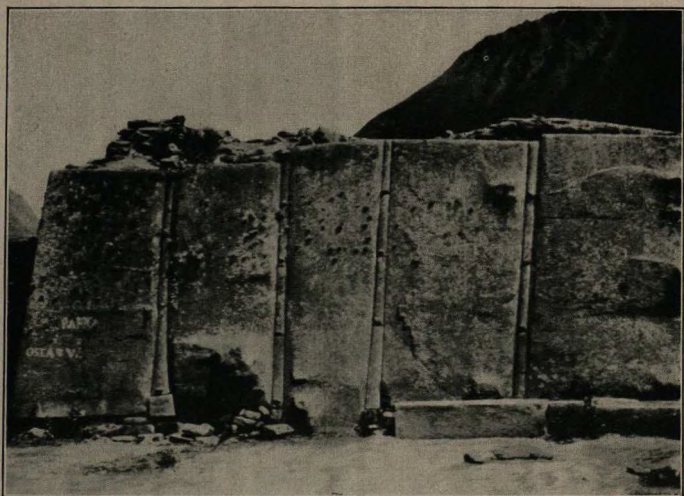
Trotzdem ich auf der Rückfahrt von Cuzco bis Puno die gleiche Strecke noch einmal zurücklegen mußte, machten wieder die schönen, wechselnden Landschaftsbilder und das rege Leben der Indianer auf den Stationen auch jetzt einen großen Eindruck auf mich: Bei Ayaviric hatte ich am Abend bei untergehender Sonne noch einen herrlichen Blick auf die rosenrot glühende, unendlich hohe und weite Kordillerenkette. Nachts kam ich in Puno an. Der Zug fuhr bis zur Anlegestelle des Dampfers, der schon zur Fahrt über den Titicacasee unter Dampf lag. Obwohl ich jetzt schon mehrere Tage auf einer Höhe von über 3000 Meter weilte, fühlte ich mich doch in keiner Weise durch das Höhenklima beeinträchtigt. Während der Nachtfahrt über den See war leider wenig zu sehen, da wir keinen Vollmond hatten, aber nach Sonnenaufgang lag in der Ferne klar und deutlich, fast greifbar, die unendlich lange, bis zu 6000 Meter hohe, schneebedeckte Kordillerenkette vor uns, die wir bei höhersteigender Sonne nur weiter bewundern konnten, nachdem wir unsere Schneebrillen aufgesetzt hatten. Während der Fahrt waren wir an einer Reihe von Inseln vorbeigefahren, und unser Schiff „Coza“ steuerte jetzt auf einen unscheinbaren Ort an der Küste zu. Wir näherten uns dem bolivianischen Hafen Guaqui, hinter dem ein mächtiger, alle andern Schneegipfel überragender Berggrieß, der 6405 Meter hohe Illimani, sichtbar wurde. Um Mittag ging der Zug dicht an der bolivianischen Landungsstelle ab. Die Offiziere und Zollbeamten, alle in Uniformen nach preussischem Stil — die bolivianische Armee wurde von einem ehemaligen deutschen Generalstabsoffizier, General Runtt, organisiert — machten einen sehr guten Eindruck und nahmen vor der Abfahrt des Zuges von einem hohen katholischen Geistlichen



Inkaische Bauweise.
Der Stein der zwölf Winkel, Cuzco.



Spanische Bauten auf den Resten inkaischer Mauern, Cuzco.



Der Tempel von Olontay bei Cuzco.



Mauerreste des Palastes zu Tiahuanaco.

durch Umarmungen Abschied, während das niedere Volk ihm die Hände küßte.

Immer den Illimani vor uns, der während des Krieges zum ersten Male von drei Deutschen bestiegen wurde, führen wir jetzt durch ödes, unfruchtbares, steiniges Gelände, welches weder von Menschen noch von Tieren belebt ist. Man sieht hier nur noch ganz vereinzelt kleinere Lamaherden. Gleich auf der ersten Station konnten wir die bolivianischen Frauen in ihren charakteristischen Trachten bewundern. Sie trugen, wie die Peruanerinnen, die schwarzen Haare gescheitelt und in zwei Zöpfen geflochten, die über die Schultern nach vorne hängen. Den Kopf schmückt ein hoher, aus Panamastroh geflochtener, zylinderähnlicher, weißer Strohhut. Die Frauen sind von kräftigem Wuchs, braungelber Gesichtsfarbe, haben breite Gesichtsknochen und dunkle Augen. Sie sind viel freundlicher wie die Frauen von Peru und machen einen aufgeweckten, intelligenten Eindruck. Ähnlich wie die Peruanerinnen tragen sie auf dem Rücken ein buntes Tragtuch, in dem sie Waren oder ihre Kinder oder beide zusammen herumschleppen. Während sie oben schlank sind, ist der Unterkörper durch eine Fülle von Röcken aus bunten Wollstoffen aufgebauscht, und nur die schlanken, unbedeckten Knöchel verraten, daß auch der Unterkörper einen graziösen Bau hat.

Das Land wird allmählich wieder fruchtbarer, da wir uns den Schneebergen nähern, die für eine ständige Bewässerung sorgen. Pfirsiche, Bananen, Trauben, die Butterfrucht u. a. m. werden hier feilgeboten. Nach einer Stunde Fahrt erreichen wir die berühmte Ruinenstadt Tiahuanaco, in der wir den kolossalen Eingang zum Tempel des Sonnengottes und einige gut erhaltene Steinbildwerke bewundern können. Die im Jahre 1902 eröffnete Bahnlinie führt dann weiter durch endlose Steppe, in einer Höhe von 3800 bis 4000 Meter

nach Biacha, dem Abzweigepunkt für die Minenstadt Oruro, und schließlich nach dem 4000 Meter hoch gelegenen Alto, wo von der Höhe ein Christusbild auf die im Thal liegende Stadt La Paz herunterschaut. Die ausgedehnte Stadt ist überall von steilen, kahlen, wie die Dolomiten in Spitzen auslaufenden Bergen umgeben, und an ihrer Ostseite liegt in fast greifbarer Nähe der himmelragende, schneebedeckte Illimani. Der Pflanzenwuchs ist trotz der Höhe in diesem von Bergen beschützten Talkessel subtropisch, ja fast tropisch. Palmen wechseln mit Randelaberkaktus und Eukalyptusbäumen ab, während sich an andern Stellen ganze Wälder von Lannen- und Weidenbäumen finden. Die untergehende Sonne läßt die kahlen felsigen Gebirge in den buntesten Farben schillern, und der spitze Gipfel des Illimani bedeckt sich mit einem leuchtenden Rosa. Auf den verschiedenen Anhöhen liegen Weideplätze für das Vieh, an andern Stellen sorgsam bebaute Acker. Überall sieht man die Bolivianer und Bolivianerinnen in ihren bunten Trachten an der Arbeit.

Die Stadt La Paz ist mitten auf den Ausläufern der sie umgebenden Gebirge aufgebaut, steht also auf vielen kleinen Hügeln, und die Straßen gehen bergauf, bergab. Sie sind gut gepflastert, aber steil, und es ist selbst für den Bolivianer schwer, sie emporzuklimmen. Man sieht daher oft Menschen nach wenigen Schritten stehenbleiben und nach Luft ringen. Auch mir gelang es nur schwer vorwärts zu kommen, und wegen der ziemlich trockenen Luft machte sich großes Durstgefühl geltend. Namentlich scheinen ältere Leute unter der Höhe zu leiden, da man unter ihnen viele mit aschfahlen Gesichtern sieht. Den Damen dagegen scheint das Höhenklima weniger zu schaden. Man findet recht hübsche Frauen, die mit einem Spazierstöckchen bewaffnet in den Straßen von La Paz bergauf und bergab wandern.

So schön La Paz und seine Umgebung ist, so glaube ich doch, daß man im Alter über 50 Jahre nicht mehr hier leben sollte. Bei plötzlich auftretenden Herzbeschwerden hat man zudem nicht täglich Gelegenheit, mit der Eisenbahn von der Höhe herabzukommen, und zu Pferd braucht man mehrere Tage, bis man in tieferliegende Ortschaften gelangt. Die Stadt hat ungefähr 120 000 Einwohner und zeigt zum größten Teile moderne drei- bis vierstöckige Häuser. An dem Hauptplatz finden wir das Friedensdenkmal, von einem tropischen Garten umgeben, weiter den Nationalpalast, den Wohnsitz des Präsidenten, das im griechischen Stil gehaltene Kongreßgebäude mit einer mächtigen Kupferbedeckten Kuppel und die noch im Bau befindliche, mehr einem Palast ähnelnde Kathedrale. Nach dem Illimani zu ist ein ganz neues Stadtviertel, der Prado, entstanden, auf dem sich ein zur Jahrhundertfeier errichtetes Denkmal des Befreiers Simon Bolivar befindet. Innen- und Außenstadt haben ganz moderne Häuser. Von den Kirchen ist nur die Kirche San Francisco mit ihrer schönen, im Barockstil gehaltenen Fassade, mit ihren hohen Türmen, ihren vergoldeten Altären, und mit ihren aus dem 17. Jahrhundert stammenden Wandgemälden zu erwähnen. Der Markt gibt ein belebtes Bild, und wir finden auf ihm nicht nur Lebensmittel, sondern auch andere, echt bolivianische Erzeugnisse, z. B. Puppen in Indianertracht mit abnehmbaren Masken vor dem Gesicht, die Arbeit von Sträflingen, ferner Teppiche und Decken, Wollspindeln, die hier ebenso wie in Peru von jeder Frau mit herumgetragen werden, buntgeflochtene Körbchen und Teller, sowie aus Ton hergestellte Wasserflaschen, die zum Schutze mit buntem Strohgeflecht umgeben sind. Ein großer Teil dieser Gegenstände stammt aus dem Indianerdorf Copacabana am Titicacasee.

Der einheimische Rotwein ist recht gut, es wird jedoch

meist nach deutscher Art gebrautes Bier getrunken. Die Indios und die weniger bemittelten Klassen trinken die schon in Peru erwähnte Chicha, die aus Mais gebraut wird. Das Getränk scheint ähnlich der in Mexiko gewonnenen Pulque recht stärkend zu sein, denn der Bolivianer ist ein flotter Arbeiter und es gibt Leute, die an einem Tage, trotz der Höhe 80 Kilometer über Land laufen. Allerdings ist das Durchschnittsalter der von Seuchen und Hautkrankheiten infizierten Indianer, die von ihren Herren noch wie Leibeigene gehalten werden, kaum mehr als 35 Jahre, und die mit 12 Jahren reifen Frauen sind mit 20 Jahren, ebenso wie die peruanischen Frauen, vollständig verblüht.

Im Billenviertel liegt der sehr gemütlich eingerichtete deutsche Klub. Die aus 300 Mitgliedern bestehende Kolonie — in ganz Bolivien leben ungefähr 1000 Deutsche — unterhält in La Paz eine deutsche Schule. Zu einem Krankenhaus hat das Geld bisher noch nicht gereicht. Auch deutsche Ärzte sind in La Paz z. Z. nicht anwesend. Wie in allen Staaten von Süd- und Zentralamerika macht man auch hier fremdländischen Ärzten große Schwierigkeiten und fordert vor der Zulassung ein neues Examen.

Außer den Straits-Settlements ist Bolivien das einzige Land, das Zinn in größeren Mengen ausführt. Der Hauptbesitz an Zinngruben ist in den Händen eines Bolivianers Patiño. Andere Gruben sind in nordamerikanischem Besitz. Die Nordamerikaner werden wohl über kurz oder lang im Zinnhandel die Oberhand haben, und es ist zu erwarten, daß sich Bolivien, wenn es nach Schlichtung des Tacna-Arica-Streites wieder einen Hafen am Pazifischen Ozean erhalten sollte, zu einem großen Industriestaat heranbilden wird. Von diesem Gesichtspunkt aus haben auch die spanischen Eroberer richtig gerechnet, indem sie ihr Hauptaugenmerk auf Ecuador,

Kolumbien, Peru und Bolivien richteten, auf vier Staaten, die durch ihre ungeheuren bisher noch in keiner Weise richtig ausgebeuteten Mineralschätze zu den reichsten der Welt gehören. Druro, La Paz, Chosolque und Potosi sind die Hauptplätze des Zinnabbaus, Corocoro für die Kupfergewinnung, und außerdem wird noch Gold, Silber, Blei, Wismut und Antimon gewonnen, letzteres oft mit Gold vermischt vorkommend. Aus den Landstrichen am Rio Beni kommen pflanzliche Erzeugnisse wie Öl, Gummi und Chinarinde. Weiter verfügt das Land über einen großen Holzreichtum. Zeder-, Mahagoni- und Ebenholz, Caoba, Jacaranda kommen hier vor, ferner Quebracho, der Eisenholzbaum, wegen seiner Härte so genannt; weiter Tajibo negro und der Palo de Balsa, der wegen der Leichtigkeit seines Holzes zur Herstellung von Booten benutzt wird. Allerdings werden die Hölzer noch nicht in größeren Mengen ausgeführt, da ihr Transport wegen der großen Entfernungen und der Unwegsamkeit des Landes zu kostspielig ist.

Wer in La Paz weilt, sollte es nicht versäumen, die Altertumsammlung eines Deutschen, Felix Buck, zu besuchen. In einem gerräumigen Hause vor der Stadt ist die Sammlung in drei Sälen untergebracht. Sie enthält wertvolle alte Silbersachen, teils spanische, teils inkaische Arbeit. Weiter Ponchos, die alle noch mit Naturfarben gefärbt sind. Die Indios benutzten, wie Herr Buck erklärte, nicht nur pflanzliche Farbstoffe, sondern auch Mineralfarben. Daher sieht man auch in den Ponchos so oft die grüne Farbe, das Kupfer der Bergwerke und die gelbe, den Schwefel der Vulkane. In Cuzco bestand zur Zeit der Inkas eine Teppichfabrik, die den persischen Teppichen ähnliche Erzeugnisse lieferte. Sie sind natürlich handgeknüpft, mit Naturfarben gefärbt und weisen die Muster der Inkazeit auf, während die Spanier später

moderne Muster einführten. Die aus der Kolonialzeit stammenden Teppiche zeigen ziemlich bunt dargestellte Figuren, zum Teil auch Wappen, und ähneln mehr den früher in Peking geknüpften chinesischen Teppichen, als den persischen. Auch mit Indianerfiguren und Indianerzeichen gestickte Seidentücher wurden in diesen Fabriken hergestellt.

Das größte Interesse der Sammlung beanspruchen jedoch die Ergebnisse von Ausgrabungen, die eine ethnographische Sammlung von Gegenständen aus Ton, Holz, Stein, Kupfer, Silber und Gold in außerordentlich reicher Zahl bilden. Herr Buck ist der Meinung, daß die vorinkaische Tiahuanacokultur 5000 Jahre alt ist. Aus ihr hat sich die Inkakultur entwickelt, doch liegen zwischen beiden Kulturen, oder sagen wir besser, zwischen den Höhepunkten der beiden etwa 2000 Jahre. Die inkaische Kultur, die man von 1000 bis 1500 nach Christi Geburt ansetzt, war fraglos viel älter, und die Konquistadoren trafen das Reich bereits in seinem Zerfall. Als die Untertanen der Inkas, die Quechuaindianer, viele Jahrhunderte vor der Eroberung durch die Spanier, die in dieser Gegend lebenden Aimaraindianer unterjochten, fanden sie die Stadt Tiahuanaco bereits als Ruine, doch errichteten die Inkas, wegen der großen Bedeutung der Stadt als Knotenpunkt der Straßen des Reiches, dort eine Kolonie. Deshalb findet man bei den Ausgrabungen in Tiahuanaco vorinkaische und inkaische Stücke nebeneinander. Da Herr Buck über viele Hunderte von solchen Gefäßen verfügte, war es ihm möglich, mit unendlicher Mühe und bienenhaftem Fleiß, neben seiner Beschäftigung als Kaufmann, vergleichende Studien über die einzelnen ausgegrabenen Stücke anzustellen. Die wertvollsten Ausgrabungen stammen aus der Glanzzeit der Tiahuanacokultur, der eine Anfangszeit vorhergeht und eine Verfallszeit folgt. Alle drei Epochen sind auf den Gefäßen der Sammlung nach einigem

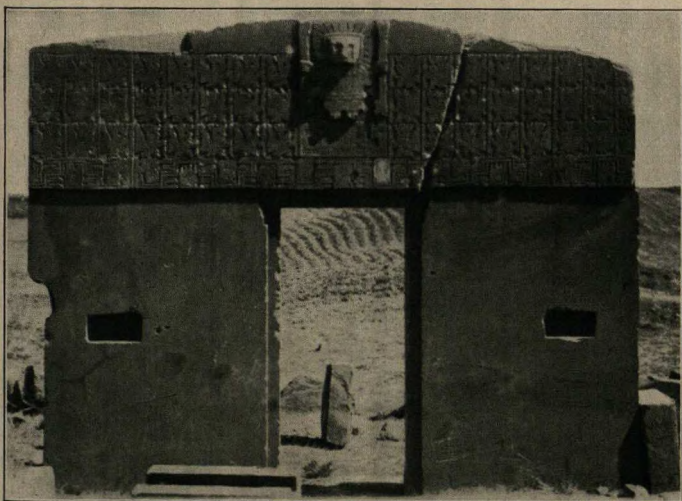
Studium und an Hand der genauen Erklärungen von Herrn Buck deutlich zu erkennen. In der Glanzzeit wurden prachtvolle oft über ein Meter hohe Tongefäße hergestellt. Der Ton wurde zunächst gebrannt, dann poliert und zuletzt bemalt. In der Glanzperiode sehen wir nicht nur Verzierungen, sondern auch symbolische Figuren. Diese kehren zwar auf den Gefäßen aller Zeitabschnitte immer wieder, auf denen der Frühzeit sind sie aber nur sehr undeutlich angedeutet, und in der Zerfallsperiode verlieren sie sich im einfachen Arabesken schmuck. Aus den vielen, mit meisterhaft skizzierten Figuren versehenen Vasen will ich nur zwei näher beschreiben. Auf der ersten Vase sieht man den Kondor symbolisch dargestellt. Als mythologisches Wesen hat er Füße und Hände, in letzteren einen Dreizack mit drei Fackeln. Der Kopf trägt eine Krone. Er ist das Symbol des Tages. Man sieht weiter auf der Vase ein Bild des Landes nach der Auffassung der vorinkaischen Bewohner vom Meer bis zu den Kordilleren in Form von treppenförmigen Absätzen dargestellt. Der Kondor hat eine Schnur im Schnabel, an der drei Sonnenscheiben hängen, eine kleine, die aufgehende Sonne, eine große, die Mittagssonne, und wieder eine kleine, die untergehende Sonne. Der Kondor mußte mit ungeheurer Kraft die Sonne hervorziehen. Es war Tag, solange er die Sonne über den Erdball hinwegzog. Bei dieser Arbeit mußte er gleichzeitig das Symbol der Nacht, den auf der Vase immer in schwarzer Farbe dargestellten Puma, unter den Horizont drücken. In der That sieht man auf der Vase unter der Erde die zusammengedrückte, symbolische Gestalt eines Puma, auf dem der Kondor sitzt und ihn niederhält. Auf der zweiten Vase das umgekehrte Verhältnis. Es ist Nacht. Unter dem Horizont, ganz zusammengedrückt, liegt der Kondor und auf ihm der nun als mächtige Figur dargestellte Puma mit der Mondscheibe in der Hand. Diese zwei Vasen sind

aus einer Tiefe von vier Meter ausgegraben und stammen aus der Glanzzeit der Tiahuanacokultur. Sie ähneln altägyptischen Erzeugnissen und können sich, was die handwerkliche Ausführung betrifft, mit diesen Erzeugnissen wohl messen. Auf andern Vasen sehen wir die beiden Arten von Lamas, die schwarzen und die gelben, dargestellt. Wieder andere Vasen, wohl schon der Verfallszeit angehörend, haben nur noch Zeichen. So sehen wir z. B. die Swastika — das Hakenkreuz — ein ursprünglich asiatisches, bei Semiten und Phöniziern jedoch nicht gebrauchtes Glückszeichen, das sich nach meiner Erfahrung bei allen prähistorischen Völkern findet. Auf andern Vasen sind Kreuze und zwar jene sonst nur in Asien, speziell in Indien vorkommende Form des Kreuzes, die später die Malteser Ritter in ihren Orden übernommen haben. Andere Gefäße stellen Köpfe dar und dabei zeigt sich, daß verschiedene Rassen abgebildet wurden. Der reine Indianerkopf mit schmalen Gesicht und scharf geschnittener Adlernase begegnet verhältnismäßig selten. Häufiger sind an Negritos, Neger, Malaien und Chinesen erinnernde Köpfe. Fraglos waren das entweder mit fremden Rassen gemischte Eingeborene, oder richtige Asiaten, die man zu Sklaven gemacht hatte. Weiter sind bewundernswert große tönerner Weihrauchgefäße, die auf einer Seite einen großen Puma Kopf mit offenem Maule haben, aus dem der Weihrauch emporstieg.

Daß die vorinkaische und die Tiahuanacokultur in gewisser Beziehung hoch über der inkaischen standen, beweist das Fehlen der symbolischen Figuren bei den aus der Inkazeit stammenden Tontöpfen. Sie zeigen nur noch Ornamente. Es fehlte also den Inkas die Kunst, Ideen und Gedanken durch symbolische Figuren und Zeichnungen darzustellen. Auf Grund seiner reichen Sammlungen nimmt Herr Buck an, daß die Tiahuanacokultur allmählich von ihrer Höhe herabsank, als



Ausschnitt aus dem vorinkaischen Kalender.



Sonnentor in Tiahuanaco mit vorinkaischem Kalender.



Balsaboot auf dem Titicacasee. S. S. 40.



Bolivianische Indianer im Poncho.

die auf einer Insel gelegene Stadt durch einen Durchbruch des Wassers nach dem Titicacasee trockengelegt wurde. Später von den Inkas in ihrer Verfallsperiode aufgefunden, lebte die alte Kunst wieder auf, ohne je wieder die höchste Stufe der vorinkaischen Kultur zu erreichen. Die Ansicht des Direktors des staatlichen Museums in La Paz, H. Posnansky, daß Tiahuanaco plötzlich durch eine Katastrophe, wie ein Erdbeben oder eine Überschwemmung vom Titicacasee aus, verschwunden sei, und daß die Inkas aus sich heraus eine neue Kultur aufgebaut hätten, ist nach Besichtigung der Sammlung Buck unwahrscheinlich und kann auch durch die noch nicht genügend geordneten Funde des Museums nicht bewiesen werden. Mit andern Forschern ist aber Posnansky derselben Meinung, daß nämlich die Ruinen von Tiahuanaco zirka 12000 Jahre alt sind. In der Verfallszeit von Tiahuanaco kommen auch schwarze Tongefäße vor, oft mit Schlangen und Eidechsen verziert, während in der Glanzperiode meist Lama, Kondor und Puma als Verzierungen dienten. Speziell bei den Inkas wird zur Verzierung noch die Canduta benutzt, ein Strauch mit roten Blüten in Glockenform, der in Peru und Bolivien vorkommt, und den ich namentlich an den Ufern des Titicacasees sah.

Nach Buck blühten zur vorinkaischen Zeit wie zur Inkazeit auch an der Küste hohe Kulturen. Sie reichten jedoch nicht an die des Hochlandes heran und wurden durch die verschiedenen, an der Küste lebenden Rassen beeinflusst und konnten sich somit auch nicht zur vollständigen Stilreinheit entwickeln. Die Kultur der Insel Nasca mit stark asiatischem Einfluß und die Chimukultur im nördlichen Peru, sind die besten Beispiele.

In einer Vitrine fanden wir reichen inkaischen Goldschmuck. Vor allem dünne Stirnbänder aus Gold, an denen als Schmuck die Federn des im Amazonasgebiet heimischen siebenfarbigen Vogels Araras befestigt wurden. Ferner waren

zu sehen Armbänder, Goldplättchen zum Schmucke der Kleider, kleine, innen hohle Goldgößen, die wohl als Amulett getragen wurden und die berühmten goldenen Dhrscheiben, „Drejones“, die den zirka 6000 Mitgliedern der Inkakaste nach siegreicher Heimkehr aus dem Kampf vom Inka verliehen wurden. Besonders merkwürdig sind die Gegenstände, bei denen Silber und Gold gemeinsam verwendet wurde. So geht durch eine silberne Platte an mehreren Stellen eine Goldspange hindurch, wobei sich bei näherer Betrachtung zeigt, daß das Gold nicht etwa eingelegt ist. Vielmehr verstanden die Inkas die beiden Metalle miteinander zu verschweißen, eine Kunst, die wir nicht mehr kennen. Das Prachtstück der Sammlung ist eine Totenmaske aus Silber, die von einem Inkafriedhof stammt und die einzige ihrer Art sein soll. Die Maske zeigt deutlich das scharfgeschnittene Indianergesicht mit der Ablernase. Die Augen sind geschlossen, die eine Wange etwas aufgebläht, da sie dem Lebenden naturgetreu nachgebildet ist, der stets Blätter der Kokaftaude im Munde faute. Die großen goldenen Dhrscheiben lassen vermuten, daß es sich um die Darstellung eines Inka handelt.

Auch die zum Teil aus Bronze, teilweise aus Steinen bestehenden Waffen sind interessant. Herr Buck ist der Meinung, daß die Inkas, wie alle andern Indianerstämme in Südamerika, für ihre Waffen gleichzeitig Bronze und Stein benutzten. Weiter sehen wir Hauwerkzeuge, die tief im Innern einer vor einigen Jahren wieder entdeckten Goldmine gefunden wurden.

Am Nachmittag suchte ich einige Pelzhändler auf. Denn ähnlich wie Darjeeling für Indien, ist La Paz der Pelzmarkt für ganz Südamerika. Die Pelze werden teils nach der pazifischen Küste, teils mit der Bahnlinie über Drura, Uyuni, Tupiza, Villazon, La Quiaca-Rosario nach der argentinischen

Hauptstadt Buenos Aires gebracht. Am wertvollsten sind die Felle der Chinchillaratte, die nur in einer Höhe von 4000 Meter vorkommt und ein dickes, silberfarbenes, nicht geflecktes Fell hat. Die Tiere werden von den Chinchillajägern mit Rosshaarschlingen gefangen. Da das Tier aber im Aussterben begriffen ist, ist die Jagd heute verboten, ebenso die Ausfuhr der Felle. Man bekommt daher die Felle nur unter der Hand zu einem Preise von ungefähr 1000 Dollar das Dutzend, das gerade zu einem kleinen Pelzkragen reicht. In Newyorker Pelzgroßhandlungen ist der Preis schon auf 2500 Dollar gestiegen. Der Traum der meisten eleganten Frauen, sich in dieses sehr fleidsame, seidenartige Pelzwerk zu hüllen, wird also nicht mehr so leicht in Erfüllung gehen. Auch die Jagd auf Wikunjas, dieser nur in den höchsten Höhen vorkommenden, sehr flüchtigen Lamaart, ist wegen des Aussterbens der Tiere, ebenso wie die Ausfuhr ihrer Felle verboten. In La Paz werden aber trotzdem Decken aus Wikunjafellen angeboten. Für die besten dieser Decken werden nur die weichen, dicken und kurzhaarigen Halsstücke benutzt, „Pescuezos“ genannt. Nicht weniger wie 150 Dollar werden für solche Decken (2:2 Meter) bezahlt. Es folgen an Güte die Oberschenkelstücke „Patitas“, die Lenden „Lomos“ und dann die übrigen Teile des Felles „Cuerpos“. Decken aus Cuerpos kann man schon für 50 Dollar haben. Die Preise sind durch den regen, namentlich amerikanischen Fremdenverkehr sehr gestiegen, doch ist eine Wikunjadecke aus Halsfellen in Europa immer noch das Fünffache des hier geforderten Preises wert.

Wer aber im Besitze einer Wikunjadecke ist, hat nicht nur einen schönen Schmuck für seinen Diwan und eine nützliche Reisedecke, sondern, wenn er einmal Rheumatismus hat, kann er auch Arzt und Bäder sparen, da die stark elektrisch geladenen Haare des Wikunjafelles, in das man sich nackt einhüllt,

heilend wirken. Trotzdem man mich vor Schwierigkeiten bei der Ausfuhr warnte, erstand ich doch zwei Vikunjadecken und eine weiße Alpakadecke. Ein Feilschen bei dem Pelzhändler war hier unmöglich. Die schlaue Verkäuferin hatte sofort gemerkt, daß ich Vikunja-felle haben wollte und nur auf der Durchreise war. Da sie über zwei schöne Decken verfügte und in der Stadt nur wenige gute Felle zu finden waren, blieb sie bei dem einmal genannten Preis. Sie mußte mir aber die Felle mit Stoff füttern, damit dieselben bei der Ausfuhr auch wirklich als Reisedecken gelten konnten. Die Felle der in Peru und Bolivien sehr zahlreichen weißen und schwarzen Alpakas kann man dagegen billig kaufen und ungestraft ausführen. Außer den Vikunja- und Alpakafellen kann man auch den in Peru und Bolivien vorkommenden Skunks kaufen, sowie Felle von Puma und Jaguar. Das des Feldjaguars, dem Leoparden ähnlich, ist mehr hellgrau, während der Waldjaguar mehr ein gelbliches, tigerähnliches Fell zeigt, weiter findet man die Felle der häufig im südamerikanischen Urwald vorkommenden roten Brüllaffen, von schwarzen Affen und Felle des nur in Südamerika vorkommenden Ameisenbärs.

In den Lagerhäusern der Firma Solis in La Paz besah ich mir dann noch die zur Ausfuhr bestimmten Erzeugnisse der Landwirtschaft Boliviens, wie Kaffee, Reis, Zuckerrohr und besonders die Rinde des Chinabaumes und die Blätter der Koka-staude. Auf Maultieren werden, in Bananenblättern verpackt, die grünen, dem Lorbeer ähnlichen, drei Zentimeter langen Blätter der bis zwei Meter hoch wachsenden Koka-staude eingebracht. Jedes Tier trägt einen Sack von 50 spanischen Pfunden. Die Koka-staude von Bolivien, der peruanischen an Qualität überlegen, wird dreimal im Jahre geerntet, ebenso wie alle andern tropischen Produkte. Jedes zweite Jahr ist aber noch eine halbe vierte Ernte zu erwarten. Die Firma

Solis, das größte Exporthaus für Koka, kauft zum Teil die Kofablätter von Indios auf, zum größten Teil aber bezieht sie die Koka von ihren zahlreichen Plantagen in den Yungas, fruchtbaren, tropischen Tälern, nördlich La Paz. Man schätzt die Produktion von Koka in Bolivien auf etwa 3700 Tonnen jährlich. Die Hauptausfuhr geht nach Argentinien und Chile. Die große Bedeutung, die das aus den Kofablättern hergestellte Kokain für die ganze Medizin gewonnen hat, ist ja allgemein bekannt. Man empfahl mir einmal, einige Kofablätter in den Mund zu nehmen, zu zerkauen und den Saft hinunterzuschlucken. Ich tat dies natürlich und konnte schon nach kurzer Zeit die außerordentlich belebende und auffrischende Wirkung des Saftes der Kofablätter an mir beobachten, und abends fühlte ich mich nach dem recht anstrengenden Tag so frisch wie selten.

Die eingeborenen Indianer, die stets eine Handvoll Kofablätter kauend im Munde haben, schwächen die Wirkung der bei längerer Benutzung zu schweren Vergiftungserscheinungen führenden Pflanze ab, indem sie die Asche einer Nährpflanze, „Quinoa“ genannt, die sie in kleinen silbernen Behältern an ihren Leibgurten bei sich führen, zusammen mit den Kofablättern in den Mund nehmen.

Neben dem Kokain hat das Chinin fast noch eine größere Bedeutung. Als Fiebermittel war es den Einheimischen schon seit Jahrhunderten bekannt, und von den Spaniern wurde es bei der Eroberung von Peru und Bolivien erprobt. Die Chinarinde, auch Fieberrinde oder peruanische Rinde genannt, wird von dem Chinarindenbaum „Chinchona“ gewonnen, der in Südamerika, besonders an den Abhängen der Anden zu Hause ist. Der Baum, von beträchtlicher Höhe und schöner grüner Belaubung, gedeiht in Höhen von 1500 bis 3000 Meter im Urwald und steht meist einzeln. Während man

in früheren Zeiten den Baum fällt, schälen jetzt besonders ausgebildete Indianer die Rinde streifenförmig ab, ohne dem Baum zu schaden, so daß sich später eine neue Rinde, oft noch chininhaltiger als die erste, bildet. Die abgezogene Rinde wird über dem Feuer getrocknet und zur Verarbeitung nach der Fabrik weitergesandt. Ursprünglich in Südamerika heimisch, gedeiht der Chinarindenbaum heute in den tropischen Gebieten der ganzen Welt.

4. Durch die Salpeterwüste ins Tal des Paradieses.

Von La Paz aus fuhr ich wieder dem Meere zu, nach dem chilenischen Hafen Antofagasta. Von der Station Alto, dem Truppenübungsplatz der bolivianischen Armee, hatten wir noch einmal eine einzigartige Aussicht auf das Tal, auf die Stadt und auf das ferne Gebirge, mit dem schneebedeckten Illimani, den breiten Gletschermassen des Murarato und dem wundervollen Eisdreieck des Huayna Potosi. Dann verschwand die fast auf der Höhe des Ortlers liegende Stadt, und wir fuhren nun auf dem 4000 Meter hohen Hochplateau, immer die Schneeberge vor uns, bis Druro, einem Mittelpunkt des Bergbaus. Die Nacht war eisig kalt, und ich konnte nur schlafen, weil ich mich in eine meiner Vikunjadecken eingehüllt hatte, die wunderbar warm hielt. Den zwischen Druro und Uyuni liegenden großen Salzsee Poopo passierten wir in der Nacht. Am Morgen fuhren wir durch die öde Pampa, die wir ja schon in Peru kennengelernt hatten. Vor uns nur Sand und Stein, im Hintergrunde die zum größten Teil mit Schnee bedeckten Gebirge. Um acht Uhr in der Frühe kamen wir nach der

Kleinen Station Uyuni. Hier zweigt eine erst kürzlich fertiggestellte Linie nach Buenos Aires ab, das man in drei Tagen erreicht. Von Uyuni ab sieht die Pampa weiß gefleckt aus. Es sind die ersten Salpeterlager, die wir hier zu sehen bekommen. Auf dieser Hochebene von über 3000 Meter Höhe liegen noch eine Reihe bedeutender Städte, so das schon erwähnte Druro, der Knotenpunkt der bolivianischen Eisenbahn, mit 30 000 Einwohnern, berühmt durch seine Zinnbergwerke, während nebenbei noch Silber, Wolfram und Kupfer hier gewonnen werden, weiter Tupiza, der Mittelpunkt für Silber, Bismut und Blei. Sucre, die frühere Hauptstadt von Bolivien, Sitz einer Universität und eines Erzbischofs, ist nur von Potosi aus, wo die Eisenbahn endet, mit Auto zu erreichen. Weiter zu erwähnen ist Cochabamba mit 50 000 Einwohnern, die zweitgrößte Stadt von Bolivien und das Zentrum der bolivianischen Landwirtschaft. Von Uyuni führt eine Privatbahn nach Huanchaca, der berühmtesten Silbermine Boliviens.

Je weiter wir fahren, desto mehr Salpeterlager sind in der Pampa zu sehen, und gegen vier Uhr mittags kommen wir an dem berühmten Boraxsee vorbei, der eine Länge von 38 Kilometer hat. Man könnte ihn für einen ausgedehnten Badestrand halten, da er von der Boraxkruste fast vollständig zugedeckt wird. Nur an einzelnen Stellen, an den Rändern des Sees, sieht man Wasser und erkennt dann die Dicke der dem Wasser aufliegenden Boraxschicht. Die Bahn fährt rings um den See herum und kommt nach der Station Cebollar, wo eine in englischen Händen befindliche Boraxfabrik liegt und wo man eine Förderbahn sieht, die den Borax vom See in kleinen Körbchen nach der Fabrik schafft.

Von Cebollar steigt der Zug aufwärts, um in Ascotan mit 3660 Meter den höchsten Punkt der Bahnlinie zu erreichen. Die Vulkane, weit im Umkreise, sind jetzt von der unter-

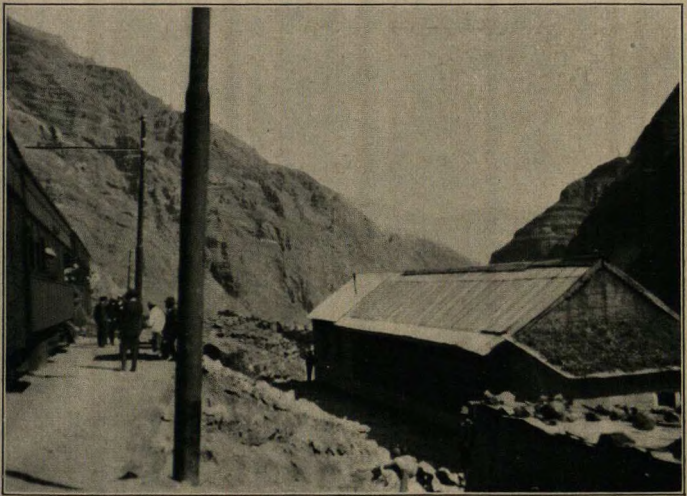
gehenden Sonne magisch beleuchtet, und die ganze Pampa fängt an, rosa zu glühen. Trotzdem kein Mensch oder Tier zu sehen ist und hier keine Pflanze und kein Baum wächst, ist das Bild der trostlosen Ode mit den schneebedeckten Vulkanen recht eigenartig und fesselnd. Zwei große Vulkane, San Pedro und San Pablo, fallen besonders auf, und die Salpeterfelder werden von hier aus durch ein großes Wasserreservoir mit Schneewasser versehen. Man atmet allmählich auf, da man aus der Höhe von 3500 Meter, in der man 14 Tage weilte, allmählich wieder tiefer kommt. Gegen zehn Uhr abends sind wir in Calama, nur noch 2200 Meter hoch, in dessen Nähe das berühmte Guggenheimsche Kupferbergwerk „Chuquicamata“ liegt. Von Calama bis Antofagasta fährt man dann durch den eigentlichen Salpeterdistrikt, den wir jedoch in der Nacht nicht zu Gesicht bekommen und der landschaftlich den bereits durch-eilten Gegenden ganz ähnlich sein soll.

Frühmorgens erblickte ich wieder das Meer. Sein Rau-schen und die erfrischende Kühle ließen mich aufatmen. Aber schon machte sich eine andere Qual bemerkbar, ein schrecklicher Druck in den beiden Ohren, als wenn zwei große Wasserblasen im Gehörgang wären. Diese Beschwerden befallen fast alle Leute, die von La Paz an die Küste herunterfahren, da der am Meerespiegel viel höhere Luftdruck, an den man sich erst wieder gewöhnen muß, auf die Trommelfelle drückt. Manche, die längere Zeit in beträchtlicher Höhe gelebt haben — die Goldminen in Peru und Bolivien liegen teilweise bis 6000 Meter hoch, und in Chile ist der höchste auf der Erde bewohnte Punkt, „Chupiquinamina“, höher wie die im Hima-laja und in Tibet bewohnten Orte — können überhaupt nicht mehr ohne Lebensgefahr in das Tiefland hinunter.

Der berühmte Salpeterhafen Antofagasta liegt zwischen fahlen Gebirgen. Die Stadt macht, trotz ihrer meist nur ein-



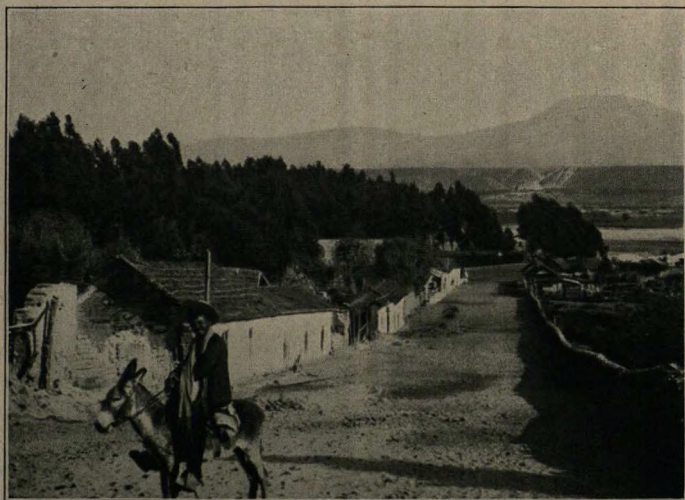
Der Aconcagua.



Station Gebollar auf der Strecke La Paz-Antofagasta. S. S. 71.



Ansicht von Valparaiso, Chile.



Chilenische Landschaft.

stöckigen Häuser, einen guten, sauberen Eindruck. Auf der Plaza Colon spielte eine Militärkapelle, und die sehr hübschen helläugigen und häufig blondhaarigen Chileninnen gaben sich hier ein Stelldichein. Man findet in Chile vielfach blonde Menschen, da viele Engländer, Iren und Schotten einwanderten. Gleich am Bahnhof, im Hotel und in der Stadt merkt man, daß man es mit einer andern Rasse zu tun hat. Es ist ein aufgeweckter und liebenswürdiger Menschenschlag, unter dessen weiblichen Vertretern eigenartige, den Polinnen nicht unähnliche Schönheiten zu sehen sind. Schlank und groß von Wuchs, schreiten die Frauen stolz einher und sind fast alle mit gutem Geschmack, viele mit großer Eleganz gekleidet.

Im Autoomnibus fuhr ich an der modern gebauten, großen Markthalle, am Parque Centenario mit seiner tropischen Vegetation und einem originellen Kinderspielplatz vorbei, nach der Playa, wo allerdings wegen der jetzt im Herbst herrschenden Kälte fast niemand badete. Von dem Badestrand hat man einen schönen Blick auf die Stadt. Sie zieht sich am Meer entlang und ist durch die kahlen Berge gegen Sandstürme geschützt. Die Sandstürme an der Küste sind hier so lästig, daß die etwas nördlicher gelegene Stadt Mejillones heute fast ganz verlassen ist.

Antofagasta mit seinen 50 000 Einwohnern hat einen gut eingerichteten deutschen Klub, eine Rennbahn, mehrere Hotels, einige Kirchen, und ganz besonders fallen die großen Geschäftshäuser der Salpeterindustrie, verschiedener Schiffahrts- und Bergwerksgesellschaften auf.

Neben dem Salpeter verfügt Chile auch über einen nicht unbeträchtlichen Kupferreichtum. Einige Kupfererze enthalten über acht Prozent Kupfer, und oft genügt es, einfach die Felsen abzusprengen, um aus den Steinblöcken Kupfer zu gewinnen. Obwohl die Vereinigten Staaten von Amerika die

größte Kupferproduktion der Welt aufweisen, während Mexiko an zweiter Stelle kommt, gewinnt der Amerikaner lieber in Chile sein Kupfer, da er dem Arbeiter hier nur einen Dollar, in den Vereinigten Staaten aber fünf Dollar täglich zahlen muß. Das Pfund Kupfer kommt hier auf achteinhalb Cents zu stehen, während er in Nordamerika elf Cents zahlen muß. Der mittlere Verkaufspreis beträgt etwa 14 Cents. Der Hauptschatz des Landes ist aber auch heute noch sein Salpeterreichtum. Der Mittelpunkt dieser Industrie liegt etwa 175 Kilometer südlich von Antofagasta. Auf der Fahrt nach Valparaiso lernte ich einen Deutschen aus Baldivia kennen, der seit langem in Chile lebt und mich daher gut über die dortigen Verhältnisse unterrichten konnte. In der Salpeterwüste Atacama fällt kein Tropfen Wasser zur Erde, denn nur durch die vollkommene Regenlosigkeit ist das Vorkommen von Salpeter in dieser Form möglich. Auch die Flüsse des Inlandes in Chile sind meist salzhaltig, so der Rio Loa und andere. Tiere können das Wasser saufen, für Menschen ist es nur dann genießbar, wenn es zuvor filtriert wurde. Das salpeterhaltige Gestein, aus dem der reine Salpeter hergestellt wird, heißt Caliche. Die Gewinnung ist recht einfach. Zunächst wird die Caliche mit Maschinen zerkleinert, die zerkleinerten Massen werden gekocht, und nach dem Kochen scheidet sich der Salpeter als Sud ab. Zur Regelung der Salpetererzeugung und der Preise hat sich ein Salpetertrust gebildet. Je nach dem Weltbedarf werden den verschiedenen Salpeterbenefizien, wie man die meist im chilenischen Hochgebirge gelegenen Verarbeitungsstätten nennt, die Arbeitsaufträge erteilt. Verwendung findet der Salpeter hauptsächlich zur Herstellung von Sprengstoffen und als künstlicher Dünger. Doch ist die Welt heute nicht mehr vom chilenischen Salpeter abhängig, da es während des Krieges der deutschen Wissenschaft gelungen ist, auf chemi-

schem Wege Salpeter darzustellen. An der Meeresküste von Chile, wo man wegen der häufig vorkommenden Seebeben keine Salpeterfabriken mehr baut, wird aus den hier zahlreich vorkommenden Algen Jod im großen Maßstabe gewonnen. Auch hier hat sich ein Trust gebildet, der die Preise regelt. Im Gegensatz zu Nordchile, wo der Bergbau auf Metalle und die Salpetergewinnung vorherrschen, ist Südchile heute das Land des Ackerbaues, so daß das Land sogar in der Lage ist, Getreide auszuführen. Bemerkenswert sind noch große Walfischfangstationen.

Am 21. April, frühmorgens, liefen wir im Hafen von Valparaiso ein. Es herrschte dichter Nebel, und erst allmählich, mit höhersteigender Sonne, sah man die Umrisse der auf Bergabhängen liegenden, recht ausgedehnten Stadt, die sich entlang der unendlich weiten, hufeisenförmigen Meeresbucht hinzieht.

Valparaiso hat eine Anzahl hübscher Plätze, große öffentliche Gebäude und meist kleine zwei- bis dreistöckige Geschäftshäuser. Eine Eigenart Valparaisos sind die Bergbahnen, mit denen man schnell und mühelos auf die an den Bergabhängen gelegenen Stadtteile gelangt. Eine Fahrt nach oben mit diesen Zahnradbahnen ist zu jeder Tageszeit, namentlich aber bei Sonnenuntergang, lohnend. Man hat einen guten Überblick über die fast 200000 Einwohner zählende, sehr weitläufig angelegte Stadt und die Bucht, in der viele große Dampfer und unzählige kleine Schiffe vor Anker liegen. Die nach den Berghöhen führenden Straßen sind außerordentlich steil und werden daher kaum begangen, da jedermann die Bahn vorzieht.

Beim Mittagessen trinkt man hier eine Weina, ein Gemisch von Süßwein und Eiern, oder läßt sich den guten chilenischen Wein schmecken, sowie den aus Traubenkernen hergestellten

Schnaps *Pisco*. Als Besonderheiten werden Seeigel „*Erisos*“ serviert, von denen man nur die Zungen ißt und ebenso Riesensmiesmuscheln, die mit allerlei Gewürz angerichtet, recht gut schmecken. Auch Krebse, Langusten und Hummern, die an der chilenischen Küste recht zahlreich vorkommen, findet man auf der Tafel.

Am Nachmittag fuhren wir mit der elektrischen Bahn nach dem eleganten Badeort *Viña del Mar*. Man glaubt nach *Monte Carlo* zu kommen, so viele elegante Villen und Schlösser mit herrlichen Palmenalleen und Parkanlagen sieht man hier, weiter ein großes Kasino und einen Rennplatz, inmitten eines prächtigen Parkes. Golf- und Tennisplätze auf gut gepflegtem Rasen bieten Gelegenheit zu Sport und Erholung. Zypressen, Kandelaberkaktus, Eukalyptus- und Weidenbäume wechseln ab mit der auch hier vorkommenden *Bougainvillää*, deren Blüten in den verschiedensten violetten Farben leuchten.

Ursprünglich beabsichtigte ich von *Balparaiso* aus noch *Südkile* und *Feuerland* zu besuchen. Der Wetterbericht lautete aber schlecht und da es sowieso in *Südkile* fast das ganze Jahr über regnet, erschien mir eine Reise dorthin bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit zu unsicher. Ich fuhr deshalb von *Balparaiso* sofort nach *Santiago de Chile*, um später von dort aus mit der Andenbahn nach *Argentinien* weiterzureisen. Am Abend ging vom Hauptbahnhofe der elektrisch betriebene Nachtschnellzug nach *Santiago* ab, der programmäßig nach zweieinhalb Stunden in der großen Bahnhofshalle der Hauptstadt *Chiles* ankam. Die Stadt ist auch bei Nacht recht hell beleuchtet und macht einen vorteilhaften Eindruck. Die vielen Plätze der Stadt sind wunderbar gepflegt, so in erster Linie die *Plaza de Armas*, an der die Kathedrale liegt. *Santiago* hat eine halbe Million Einwohner

und ist am Fuße der Anden, 520 Meter über dem Meerespiegel, gelegen. Von Osten nach Westen zieht der Mapochofluß in einem steinernen Kanal durch die Stadt. Die breite Avenida de las Delicias mit ihren stattlichen Bauten durchschneidet fast die ganze Stadt in einer Länge von zwei Meilen. Die Straßen sind breit, gut gepflastert, nachts hell erleuchtet und von Schutzleuten gut bewacht. Der Hauptverkehr im Innern der Stadt spielt sich mit Automobilen und elektrischen Straßenbahnen ab, während man in den weitabgelegenen Vorstädten viele Fußgänger sieht. Santiago ist die viertgrößte Stadt von Südamerika und erinnert mit ihren baumbepflanzten, breiten Straßen, mit ihren zahlreichen Parkanlagen, sowie mit den vielen Gebäuden im griechisch-römischen Stil, an die Hauptstadt Irlands, Dublin. Vom Santa-Lucia-Hügel, einem mitten in der Stadt sich erhebenden, mit Parkanlagen und zahlreichen Marmorstatuen geschmückten Berg, hat man eine gute Aussicht über eine der schönsten Städte der Welt. Wer aber einen noch besseren Blick haben will, muß gegen Sonnenuntergang mit der Zahnradbahn auf den Cerro San Cristobal fahren. Dort hat man dann eine Gesamtübersicht über die weitläufig angelegte Stadt. Vom Cerro San Cristobal sieht man auch die vom Rande der Stadt allmählich ansteigenden Gebirgszüge der Anden. Sie ziehen sich in einer endlosen schneebedeckten Kette am Horizont dahin und erreichen in einer Entfernung von 190 Kilometer von der Stadt ihren Höhepunkt. Auf dem Hügel, von dem wir diese herrliche Aussicht genießen, ist ein Riesenstandbild aus Marmor, die Schutzpatronin von Chile, La Virgen de Carmen, aufgestellt. Nachts ist die Figur elektrisch beleuchtet und fast von jedem Punkte der Stadt sichtbar.

An der Avenida de las Delicias finden sich zahlreiche Denkmäler, darunter auch das des Indio roto, d. h. des

Indianerproletariers, weiter die Nationaluniversität und eine zweite, die katholische Universität. Die Plaza Italia im Parque forestal, das stimmungsvolle Denkmal, welches die deutsche Kolonie Chile zur Jahrhundertfeier schenkte, die Casa de Moneda mit historischen Reliquien, Gemälden und Skulpturen, der Palast des Präsidenten, der Palast der schönen Künste, die Militärschule und das Kriegsarsenal, ein dem Tower in London ähnliches Gebäude, sind die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt. Außerhalb der Stadt befindet sich der Parque Cousiño, die Stiftung eines reichen Chilenen gleichen Namens, mit Tennis- und Golfplätzen. Der unendlich große, mit riesigen Tribünen versehene Rennplatz, der mit dem schönen Blick auf die schneebedeckte Andenkette und mit seinen ausgezeichneten Rasenflächen und Blumenbeeten wohl der schönste und größte Rennplatz der Welt genannt werden kann, die Quinta Normal, eine Agrikulturschule, und die parkartig angelegten Friedhöfe sind weiterhin noch nennenswert.

Auf der Plaza de Armas erheben sich die im spanischen Kolonialstil erbaute Kathedrale mit zwei hohen Türmen, die Börse und der Gerichtshof. Abends war auf der Plaza ein Militärkonzert, zu dem sich ganz Santiago ein Stelldichein gab. Die Frauen durchweg hübsch und recht elegant gekleidet, die Männer, ebenfalls gut gekleidet, standen in langen Reihen Spalier. Um zwei Seiten des Platzes laufen Kolonaden, in denen sich vornehme Geschäfte befinden. Viele Restaurants und Tanzlokale sorgen für Zeitvertreib. Aber auch für höhere Genüsse ist in Santiago gesorgt. So hörte ich ein vorzügliches Symphoniekonzert, das nicht nur von jungen Damen, sondern auch von zahlreichen jungen Herren besucht war.

Die Menschen in Chile sind nach meiner Beobachtung freundlich, aufgeweckt und intelligent, und Kultur und Zivilis-

sation stehen ganz auf europäischer Höhe. Leider herrschte zur Zeit meiner Reise auch in Chile eine finanzielle Krisis. Viele große Geschäfte und Bankhäuser gerieten in Konkurs, und der Tacna-Urica-Streit kostet der Regierung täglich eine halbe Million Pesos. Doch besteht Hoffnung, daß das Land diese Stockungen überwinden wird, da es neben Salpeter und Kupfer auch viele andere Metalle, wie Eisen, Gold, Silber, weiter Kohle, Schwefel, Borax und Jod ausführt.

Der Zug über die Anden nach Buenos Aires fährt nur zweimal wöchentlich. Ich wollte mich aber nicht vier Tage länger aufhalten und fuhr deshalb am nächsten Tage gegen sieben Uhr früh von Santiago ab. Die elektrisch betriebene Andenbahn überwindet zunächst einige kleine Gebirgshöhen. Dann fährt man durch fruchtbare Landstriche mit gut bebauten Feldern, zahlreichen Obstbäumen und kleinen Landhäusern. Dicht daneben stehen die ärmlichen Lehmhütten der arbeitenden Bevölkerung. Die Fülle des von den Anden herabkommenden Wassers gestattet eine intensive Bewirtschaftung. Überall sieht man saftige Wiesen mit weidendem Vieh, parkartige Baumbestände und sogar Weinberge. An den kleinen Bahnstationen bekommt man die herrlichen Muskatellertrauben Chiles für einen Peso das Kilo angeboten. Das Hauptzentrum des Weinbaues befindet sich jedoch weiter südlich, sieben Stunden von Santiago entfernt. Die Eisenbahnstrecke ist nicht sehr sicher gebaut. Links und rechts von der Bahn liegen große Geröllhalden, und es kommt nicht selten vor, daß die Strecke durch einen Bergsturz gesperrt ist. Da hier im Winter hoher Schnee fällt, hat man die Bahnlinien zum Schutz gegen Lawinen mit Holzgestellen und Holzdächern gesichert, und man wird lebhaft an unsere Alpenbahnen erinnert, wenn man durch die zahlreichen Holztunnels fährt. Zwischen Caracoles, der letzten chilenischen, und Las Cuevas, der ersten argentinischen Station,

liegt ein Tunnel, der durch den höchsten Berggipfel der Andenbahn führt. Auf diesem Gipfel steht eine berühmte Christusstatue aus Bronze, deren Kreuz durch die hier herrschenden Stürme herabgeweht wurde. Zeitraubend, aber sehr reizvoll ist es, hier die Bahnfahrt zu unterbrechen und — wie man es vor Eröffnung der Bahn tun mußte — zu Fuß über die Höhe der Anden zu gehen. Von Valparaiso, sowie Santiago werden von dem Reisebüro Billalonga solche Fußreisen veranstaltet, und wenn sich gerade keine Gelegenheit bietet, so kann man sich auch dem über den Andenpaß gehenden Briefträger anschließen. Von Ende Mai an wird die Tour jedoch wegen der Schneestürme zu gefährlich, und man läuft Gefahr, verschüttet zu werden. Beim Austritt aus dem Tunnel haben wir die Wasserscheide passiert und sind schon auf der argentinischen Seite. Das kleine Flößchen Mendoza trägt seine Wasser bereits nach dem Atlantischen Ozean. Die argentinische Strecke des Gebirges legte der Zug während der Nacht zurück, und am nächsten Morgen überraschte uns der Blick auf die argentinische Pampa. Nichts als Steppe kommt zu Gesicht, und nur ganz vereinzelt sieht man einen Baum und eine kleine Hütte. Die Bäume sind in der Pampa so selten, daß sie den Kindern als besondere Naturwunder gezeigt werden. An der Bahnstrecke sieht man viele Nebengleise mit Einladevorrichtungen für Vieh, und je mehr man sich Buenos Aires nähert, desto belebter wird die Pampa. Man sieht nun größere Gehöfte mit schönen Gärten und der unvermeidlichen Wassermühle. Auch der Baumreichtum wird größer. Im allgemeinen ist jedoch die Fahrt eintönig und langweilig. Interessant ist, daß auf Verordnung des Staates jedes Gut mit einem Zaun eingefriedigt sein muß. Einige Estancias, auf denen vielfach prachtvolle, im englischen Landhausstil erbaute Wohnhäuser stehen, sind fast unberechenbar groß und haben ungezählte

Biehherden. Der Viehreichtum war früher so groß, daß auch der gewöhnliche Arbeiter nur das beste Fleisch, die Rippenstücke, aß, während das übrige als minderwertig nur zur Suppe verwandt wurde. Das Rippenstück wurde über einem Holzfeuer mit der Haut gebraten — „Asado con Cueto“ —, eine außerordentlich wohlschmeckende Zubereitungsweise, da der Saft im gebratenen Fleische bleibt. Heute verbietet sich dieser Luxus von selbst, da jedes Tierfell Geldwert hat.

5. In den La=Plata=Ländern.

Trotzdem mich die Fahrt ziemlich angestrengt hatte, war ich doch auf das Nachtleben der Riesenstadt Buenos Aires so gespannt, daß ich mir noch am Abend unserer Ankunft einen Teil der Innenstadt mit ihrem riesigen Verkehr ansah. Die Straßen von Buenos Aires sind, jedenfalls im Innern der Stadt, mit ganz geringen Ausnahmen, viel zu klein. Geht man zu Fuß, so hat man dauernd das Gefühl, von den rasch dahinfahrenden Autos oder Straßenbahnen überfahren zu werden, und sitzt man im Auto, so kommt man nicht vorwärts, weil die Kreuzungen verstopft sind. Daher ist auch die Hauptpromenadenstraße, die Calle Florida, mit ihren prachtvollen Geschäftshäusern, in der man zwischen fünf und sieben Uhr die elegante, hübsche Damenwelt von Buenos Aires sieht, um diese Zeit für den Autoverkehr gesperrt. Neuerdings hat man ganze Straßenviertel abgerissen, Straßendurchbrüche und große Plätze geschaffen, an denen alle Häuser in einheitlichem Stile erbaut werden müssen. Überall, wo Platz war, sind Wolkenkratzer entstanden, in denen Bankhäuser, Schiff=

fahrtslinien, argentinische Großkaufleute und viele europäische Firmen ihre Geschäftsräume untergebracht haben.

Nach den Preisen in den Geschäftsauslagen sind Kleider, Schuhe und viele Gebrauchsgegenstände viel billiger als z. B. in den Vereinigten Staaten. Man sieht daher nur gutgekleidete Leute. Bei den Frauen ist dies ja selbstverständlich. Aber auch die Männerwelt kleidet sich mit ausgesuchtem Geschmack, vornehm und einfach. So trägt man z. B. an Stelle des prozigen Goldschmuckes nur solchen aus Platin. Auch der Mittelstand und der Arbeiter kleiden sich so gut, daß man sie als solche nicht erkennt, weshalb ein italienischer Kapitän mit Recht die Frage stellte, wo in Buenos Aires eigentlich die arbeitende Bevölkerung sei. Das Straßenbild ist dadurch so vornehm, wie ich es in keiner Stadt der Welt gesehen habe, und dazu kommt noch, daß die Bevölkerung von ausgesuchter Liebenswürdigkeit ist und dem Fremden in jeder Beziehung hilft. Wie alle Großstädter, ist auch der Porteño — der Hafenbewohner, wie man den Einwohner von Buenos Aires nennt — ein aufgeweckter, lebhafter Geist. Er denkt schneller als der Europäer, und ohne sich um die Vorurteile seiner Mitmenschen zu kümmern, tut er das, was er für richtig hält. Dieses rasche Denken und Handeln, das man bei allen Lateinamerikanern findet, mußte ich stets bewundern.

In Buenos Aires findet man keinen Bettler auf der Straße, da Arme von der Polizei aufgelesen und in ein Unterstüßungsheim gebracht werden. Auch der Anblick der zahlreichen Lebensmittelgeschäfte und der großen modernen Markthallen ist außerordentlich erfreulich, da man hier wirklich alles in bester Qualität und zu sehr billigen Preisen kaufen kann.

In der Nacht hat man natürlich Gelegenheit, in vornehmen und weniger vornehmen Restaurants und Theatern sich die Zeit zu vertreiben. Aber selbst, wenn man sich einmal in

das, wie überall, berüchtigte Hafenviertel verirrt, wo die niedersten Klassen des Volkes ihre Nationaltänze, besonders den Tango, tanzen, ist man ohne Gefahr, da Fremde, sobald sie in Gefahr kommen, von der vorzüglichen Polizei gewarnt und beschützt werden.

Am andern Tag besuchte ich den Botanischen Garten, der ziemlich weit vor der Stadt liegt. Alle Pflanzen sind systematisch nach den Ländern, in denen sie vorkommen, geordnet. An einer Stelle finden wir z. B. die Pflanzenwelt Argentiniens, an einem andern Orte die Flora von Neuseeland vereinigt. Die Matestaude, von deren Blättern das argentinische Nationalgetränk Mate gemacht wird, interessierte mich besonders. Sie wird etwa drei bis fünf Meter hoch und hat sechs bis acht Zentimeter lange Blätter. Zur Zubereitung wird einfach heißes, nicht Kochendes Wasser auf die Blätter gegossen. Man bedient sich dabei eines besonderen, oben engen Gefäßes, aus dem man dann mit einem silbernen Röhrchen — der Bombilla — das sehr anregende Getränk schlürft. Weniger angenehm ist die Sitte, daß man den angebotenen Mate mit allen Anwesenden aus einem Topf und durch eine Bombilla trinken muß.

Der villenartige Vorort, in dem der Botanische und der dicht danebenliegende Zoologische Garten sich befinden, heißt Palermo, und an ihn schließt sich Bellgrano an, mit seinen Villen, Schlössern und Klubs. Die Avenida Alvear, die Plaza Baranca und die Plaza Bellgrano, mit der dem Pantheon in Paris ähnlichen Iglesia del Carmen, sind besonders erwähnenswert. Auch Kasernen, Sanatorien und Schulen aller Nationen sind in dem vornehmen Villenort vertreten. In Palermo, das sich durch besonders breite Straßen auszeichnet, in denen die von den Fremdenkolonien zur Jahrhundertfeier Argentiniens gestifteten Denkmäler stehen, trifft sich am späten Nachmittag die elegante Welt beim Corso.

Quer durch die Stadt fahrend, an der Plaza inglesa, mit dem von der englischen Kolonie zur Jahrhundertfeier gestifteten Denkmal, vorbei, kam ich jetzt zu den Bocas y Barracas, dem Hafenviertel von Buenos Aires. Ein Arsenal mit Kriegsmaterial, große Krananlagen, von bekannten deutschen Maschinenfabriken geliefert, Anlegestellen für die Dzeandampfer aus aller Welt, Warenschuppen, Eisenbahnen, eine Unzahl von hohen, zweirädrigen Karren, von drei bis sechs starken Pferden gezogen, die das in den ebenfalls hier gelegenen Getreidemühlen gemahlene Mehl in Säcken oder in Fellen abfahren, die Graneros, Transmissionsanlagen, durch die das Getreide von der Mühle oder dem Lagerschuppen aus schnell in die Dampfer verladen wird, und alles andere, was zu einem modern angelegten Großhafen gehört, findet man hier vereint.

Ein Besuch im Frigorifero „La Negra“, zu dem man eine besondere Einlaßkarte haben muß, zeigt uns Einrichtungen nach Art der Schlachthäuser in Chicago. Hier wird das Vieh geschlachtet, sauber zerlegt und das Fleisch teils in Kühl-, teils in Gefrierräumen für den Transport hergerichtet. Noch heute ist die Fleischausfuhr Argentinien die größte der Welt. Neuerdings fängt man aber auch in Uruguay und in Venezuela an, Fleisch für die Ausfuhr zu konservieren.

Gleich in der Nähe sehen wir die sehr geräumige Zentralmarkthalle und daneben einen Blumenmarkt, während außerdem noch Wandermärkte in fast allen Teilen der Stadt abgehalten werden.

Das allgemeine Krankenhaus von Buenos Aires ist ein im Pavillonssystem gehaltenes Hospital, mit sehr moderner europäischer Einrichtung. Die verschiedenen Fremdenkolonien, darunter auch die deutsche, haben außerdem ihre eigenen Krankenhäuser.

Wenn man eine Zeitlang durch die engen Straßen von Buenos Aires gegangen ist, freut man sich, wieder auf die Avenida Mayo zu kommen. Das ist eine breite, mit Bäumen bepflanzte Straße, von der die Hauptstraßen der Innenstadt abzweigen, und die sich viele Kilometer weit von der Plaza 25. de Mayo nach dem andern Ende der Stadt erstreckt. Unter ihr läuft eine Untergrundbahn. Die Plaza 25. de Mayo selbst ist ein herrlicher Platz mit reichen Gartenanlagen. Auch hier finden wir eine Reihe recht interessanter Gebäude, so die in ihrem Außern einem griechischen Tempel ähnelnde Kathedrale. Hier ist der General San Martino begraben, dessen Denkmäler wir schon in den bisher durchreisten südamerikanischen Staaten gesehen haben. Er war der Befreier nicht nur von Argentinien, sondern auch von Peru und Chile. Gleich neben der Kathedrale liegt der Palast des Erzbischofs. In der Mitte des Platzes steht eine Freiheitsstatue mit dem Datum 25. Mai 1810. Die Ostseite des Platzes wird von dem großen Gouvernementsgebäude abgeschlossen, wegen seines roten Anstriches la casa rosada genannt. Es ist die Residenz des Präsidenten und der Sitz verschiedener Behörden. Weiter finden wir an der Südseite des Platzes die alte Kongreßhalle, die 1863 erbaut, heute zur Unterbringung von Archiven dient.

Wenn man in Buenos Aires alles sehen will, muß man sich bei beschränkter Zeit sehr beeilen. Es ist die größte Stadt Südamerikas, zugleich die größte Spanisch sprechende, und eine der größten Städte der Welt. Sie zählt über eindreiviertel Millionen Einwohner. Wie Neuyork, ist sie schachbrettförmig angelegt, so daß man sich an Hand eines Planes sehr leicht zurechtfinden kann. Die Kanalisationsanlagen, in heißen Ländern eine besonders wichtige Seite des Städtebaus, sind vorzüglich, so daß eine neue prächtige und gesunde Stadt auf dem Boden der alten, vor 400 Jahren gegründeten, ent-

standen ist. Gegründet wurde Buenos Aires am 2. Februar 1535, nach Entdeckung des La-Plata-Flusses, von Pedro Mendoza und erhielt von ihm den Namen Santissima Trinidad y Puerto de Santa Maria de Buenos Aires.

Das Land Argentinien hat heute bei einem Flächeninhalt von 2978590 Quadratkilometer bereits über zehneinhalb Millionen Einwohner, darunter etwa zweieinhalb Millionen Ausländer. Unter diesen stellen die Spanier das größte Kontingent, da allein eine halbe Million in Buenos Aires und eine Million im Lande lebt. Viele davon, aus unbemittelten Kreisen stammend, haben es durch Bewahrung ihrer einfachen Sitten und Gebräuche zu großem Reichtum gebracht. Auch die italienische Kolonie ist sehr groß, und von vielen ihrer Mitglieder gilt dasselbe wie von den Spaniern. Die deutsche Kolonie ist ebenfalls sehr zahlreich, und auch sie zählt viele reiche und einflußreiche Vertreter zu ihren Mitgliedern.

Am Nachmittage sah ich mir verschiedene Museen an, die sich natürlich nicht mit europäischen vergleichen können, man findet aber doch immer etwas Sehenswertes. An der sehr stimmungsvollen, mit Privathäusern umgebenen Plaza San Martin, an der auch das eleganteste Hotel von Buenos Aires, das Plaza-Hotel, liegt, und in dessen Mitte das schöne Denkmal des Generals San Martin steht, liegt das Museum der Schönen Künste. Gleich am Eingang fesselt eine kolossale Bronzegruppe „El Canto al trabajo“ den Blick, im Stil Rodins von dem Argentinier Rogelio Yrurtia in meisterhafter Weise geschaffen. Nackte Männer und Frauen versuchen unter den größten Schwierigkeiten einen Felsblock an einem Seil zu ziehen und versinnbildlichen so die menschliche Arbeit. 22 Bilder stellen die Eroberung von Mexiko dar. Sie wurden von dem 1519 geborenen Künstler Michael Gonzalez geschaffen und sind zum Teil gemalt, teils mit Perlmutter und Gold-

plättchen eingelegt, wodurch die Köpfe und Figuren besonders scharf hervortreten. Ein Gemälde der Inkas Manko Capac von Peru finden wir gleich daneben. Weiter sind Bilder des berühmten Landschafts- und Figurenmalers Gorge Bermudez zu sehen. Er malt Eingeborene, die Pampa, argentinische Dörfer und andere heimatliche Motive. Die argentinische Malerei hat in letzter Zeit einen großen Aufschwung genommen, zumal der Argentinier großes malerisches Talent besitzt, so daß sicher in kurzem eine große argentinische Malerschule entstehen wird. Dagegen steht die Musik weniger in Blüte. Nur die zwei- und mehrstimmigen Volksweisen und die Klänge der Tangotänze sind weltberühmt geworden. Auf dem Gebiete der Literatur finden wir nur Bartholomé Mitre, den großen Geschichtsschreiber Argentiniens.

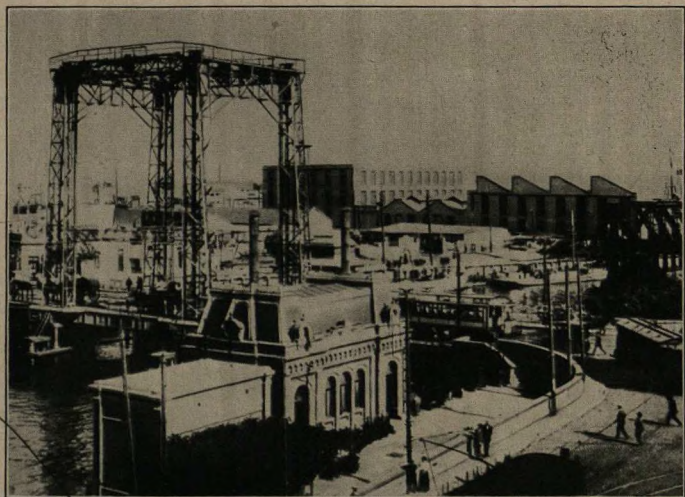
Das historische Museum im Parque Lezamo enthält in sechs Sälen Gegenstände der argentinischen Geschichte, das Mitremuseum mit einer Bibliothek bewahrt Erinnerungen an General Bartholomé Mitre mit Dokumenten, Manuskripten und Drucken von großem Werte, und im Museo Municipal findet man Gold- und Silberarbeiten, eine wertvolle Uhrensammlung, Möbel und moderne Gemälde, während die 1810 gegründete Nationalbibliothek 200 000 Bände und 10 000 Manuskripte besitzt. Auch ein naturhistorisches Museum und ein Agrikulturmuseum sind sehenswert.

Daß Buenos Aires einen so raschen Aufschwung genommen hat, verdankt es nicht zum mindesten seiner vorzüglichen Presse, die einen großen, bildenden Einfluß auf das Publikum ausübt. Nach den letzten Berichten im Jahre 1927 ist die Wirtschaftslage Argentiniens außerordentlich günstig. Im Jahre 1926 betrug die Petroleumausbeute — die Petroleumquellen des Landes im Bezirk Comodoro Rivadavia sind seit kurzem Staatsmonopol — von 341 Petroleumquellen

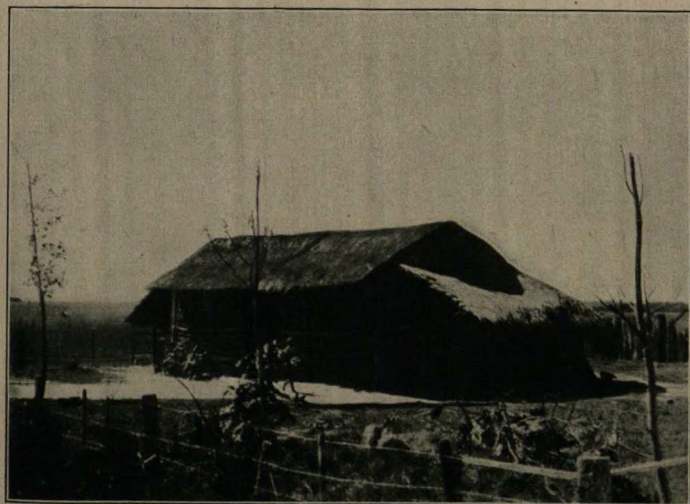
75300 Kubikmeter, während die staatliche Destilliererei von La Plata bis zu 2500 Tonnen Rohpetroleum destilliert. Der Staatshaushalt von 1926 zeigte einen Überschuss von 2 Millionen Pesos. Die Einfuhr des Jahres 1927 betrug 850 Millionen Goldpesos, im Gegensatz zu einer Ausfuhr von 1000 Millionen. Die Bevölkerung von Argentinien betrug am 31. Dezember 1926 10300000 Einwohner, und während der ersten Hälfte des Jahres 1926 waren über 300000 Menschen eingewandert. Neuerdings wird auch Baumwolle in Argentinien gebaut und ein Teil der Ernte gleich im Lande zu Stoffen verarbeitet. Auch für andere Industriezweige werden stetig neue Fabriken gebaut. So entwickelt sich in dem ursprünglich reinen Agrarland allmählich eine umfangreiche Industrie, wodurch natürlich der Reichtum des Landes noch mehr steigen wird, da dann die Einfuhr im Verhältnis zu der großen Ausfuhr noch weiter fallen muß.

Die Hauptstadt des Landes Buenos Aires ist eine der schönsten und modernsten Städte der Welt, in der sich die höchste Zivilisation mit europäischer Kultur und einer in starkem Aufblühen begriffenen bodenständigen argentinischen Kultur zu einem eigenartigen neuen, bezaubernden Stadtbild vereinigt. Jedenfalls kann der Argentinier auf seine Hauptstadt stolz sein, auch wenn er sie mit Newyork oder Paris vergleicht, und er hat recht, wenn er sie in mancher Beziehung diesen Städten vorzieht. Die große Anziehungskraft der Stadt erhellt am besten aus dem zahlreichen Fremdenverkehr und dem Besuche vieler europäischer Fürsten, die von der gastfreien Stadt stets mit verschwenderischem Luxus empfangen werden. Eine Illumination der Stadt an einem solchen Festtag kostet allein 100000 Pesos.

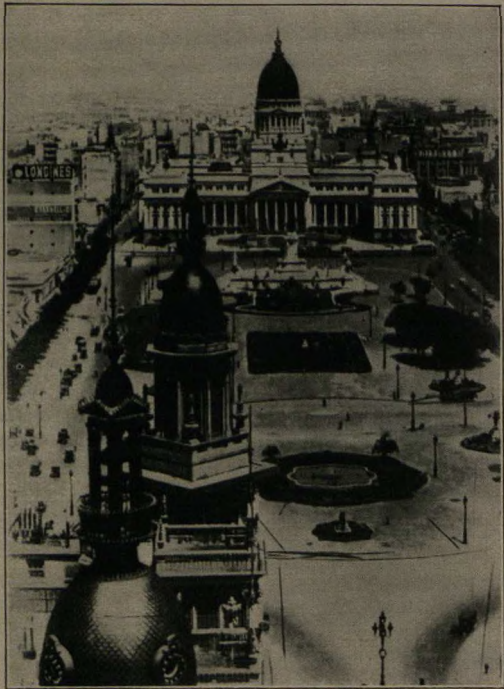
Bei dem Rundgang durch die Stadt kommt man wiederholt an dem größten und schönsten Platz von Buenos Aires



Buenos Aires.
Hafenviertel Puerto Barracas.



Farmershaus in Alta Isla, Paraguay.



Buenos Aires.



Königspalmen

vorbei, der Plaza del Congreso, an dessen einer Seite die berühmte Schöpfung von Rodin — „Der Denker“ — aufgestellt ist, während sich in der Mitte des Platzes die riesige Freiheitsstatue erhebt. Im Hintergrunde des Platzes steht das neue Kongreßgebäude im antiken Stil mit verschwenderischem Luxus außen und innen ausgeführt. Von den vielen Kirchen seien nur einige erwähnt: San Ignacio de Loyola, aus dem Jahre 1722 mit zwei hohen Türmen; San Franzisko, eine Kirche, wie die vorige, den Jesuiten gehörend, mit zwei Bildern von Michelangelo in der Sakristei und La Merced im Zentrum der Stadt, 1604 gegründet und 1732 neu aufgebaut. Es gehört zum guten Ton, an Sonn- und Feiertagen in der Kirche Nuestra Señora del Pilar die Messe zu hören, da sich hier die beste Gesellschaft von Buenos Aires ein Stelldichein gibt. Die Flut der hier ankommenden eleganten Autos, und der Aufwand, welchen die Damen in ihrer Kleidung und in ihrem Schmuck entfalten, ist ein deutliches Zeichen für den Reichtum der argentinischen Hauptstadt. Wer sich aber ein richtiges Bild von dem Luxus und der Eleganz der Argentinier machen will, muß eine Abendvorstellung in einem der größten Theater der Welt, im Teatro Colon, mitmachen. Dieses Theater, in seinem Außern wie Innern ein Prachtbau, beherbergt an Festvorstellungen eine solche Fülle mit Perlen und Brillanten übersäter Frauen, wie man sie nur noch in Newyork und einigen europäischen Hauptstädten sehen wird. Dabei fällt angenehm auf, daß sich die Frauen fast gar nicht schminken. Die sehr gutaussehenden schlanken und großen Argentinier, mit ihren lebhaften und liebenswürdigen Gesten, vervollständigen das vornehme, großstädtische Bild. Daß natürlich die ersten Künstler der Welt für fabelhafte Honorare gastieren, ist selbstverständlich. Auch Wagneraufführungen hat man in der letzten Zeit gegeben, in denen Deutsche die

Hauptrollen spielten. Neben dem Teatro Colon ist das Teatro Servantes zu erwähnen, das im Stil einheitlicher ist.

Das Klubleben ist in Buenos Aires sehr stark ausgebildet, und man kann je nach Geschmack in Sport- und Spielklubs oder in künstlerischen und geselligen Vereinen Anschluß finden. Auch die Ausländer haben, wie überall in der Welt, ihre Vereinigungen. Der deutsche Klub nennt ein im romanischen Stil erbautes schloßartiges Gebäude sein Eigentum. Obwohl es mitten in der Stadt liegt, hat das Haus einen großen Garten, und die Feste, die hier abgehalten werden, sind bei der ersten Gesellschaft von Buenos Aires sehr beliebt. Der Argentinier ist ein leidenschaftlicher Sportsmann und hat es auf allen Gebieten zu hervorragenden Leistungen gebracht. Er ist ein großer Pferdefreund, denn auf der Pampa, wo er oft meilenweit reiten muß, ohne einen Menschen zu sehen, ist das Pferd sein unentbehrlicher Begleiter. Bei den Flachrennen im Hippodrom von Buenos Aires, einem der größten der Welt, sind die Pferde der besten Gestüte des Landes versammelt, und wo argentinische Rennpferde in Südamerika auf Rennplätzen erscheinen, tragen sie meist ihre Farben zum Sieg. Aber auch der übrige Sport, wie Rudern, Schwimmen, Turnen, Fußballspiel, wird von der Allgemeinheit sehr gepflegt. Die meisten großen Geschäftshäuser haben für ihr Personal besondere Sportklubs, in denen der Sport unentgeltlich betrieben werden kann.

Mein Freund und Kollege, Dr. Vicente B., der mit seiner geistreichen, liebenswürdigen Gattin lange Zeit in Berlin gelebt hatte, hatte mich nach meiner Ankunft in Buenos Aires sofort im Hotel aufgesucht, und ihm und seiner Gattin verdanke ich neben der reizenden Aufnahme in ihrem geschmackvollen Heim, daß ich über argentinische Verhältnisse rasch unterrichtet war und in kurzer Zeit die Hauptsehenswürdigkei-

ten zu Gesicht bekam. Nach dem Mittagessen hatte mich Dr. B. zu einer Fahrt nach Tigre, dem schönen, beliebten Ausflugsort von Buenos Aires, eingeladen. Mit einer elektrischen Schnellbahn kommt man, am Villenviertel Belgrano vorbei, in etwa einer Stunde nach Tigre. Dieser, namentlich im Sommer viel besuchte Ausflugsort liegt auf einer Insel und ist Sitz von zahlreichen Ruder- und Segelklubs. Dicht neben der Bahnstation befindet sich die Anlegestelle von Dampfbooten, die Rundfahrten durch das Delta des Paranaflusses ausführen. An den Ufern der zahllosen Kanäle des Deltas sieht man die vielen Landhäuser, vom kleinsten Wochenendhaus bis zum größten Schloß, mit prächtigen Gärten, reichem Blumenschmuck und altem, reichem Baumbestand. Zahllose Ruder- und Motorboote sowie große Yachten begegneten uns auf dem Wasser, unter ihnen die stattliche Yacht des argentinischen Präsidenten. Die Inseln des La-Plata-Deltas sind sehr fruchtbar. Alle möglichen Obstsorten liefern infolge der Feuchtigkeit die reichsten Erträge, so daß viel nach Brasilien und Nordamerika ausgeführt wird. Wir kreuzten lange hin und her, fuhren bis zur breiten Mündung des durch das untergehende Sonnenlicht silberglänzenden La Plata bis zum Meere und kehrten erst in der Abenddämmerung zum Bahnhofe zurück.

Etwa 60 Kilometer von der jetzigen Hauptstadt entfernt liegt die frühere Hauptstadt La Plata, die man mit der argentinischen Südbahn in zwei Stunden erreicht. Es ist eine ruhige, fast leblose Stadt mit breiten, baumbepflanzten Straßen, mehreren bemerkenswerten Gebäuden, sowie einigen sehr hübschen Plätzen. Ein großes Gouvernementsgebäude und eine im Bau begriffene, im gotischen Stil gehaltene Kathedrale seien in dieser ungefähr 100 000 Einwohner zählenden Stadt erwähnt. Auch ein großer Hafen ist vorhanden, aber alles ist

jetzt still geworden, seitdem Buenos Aires eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hat.

In einem großen, tadellos gepflegten Park finden wir neben dem Zoologischen Garten, dem Observatorium und der Rennbahn, das La-Plata-Museum, das bedeutendste Museum seiner Art in ganz Südamerika (1852—1919). Sein derzeitiger Direktor, der berühmte deutsche Anthropologe Professor Lehmann-Mitsche, hat das Museum zusammen mit den verschiedenen Abteilungsvorstehern zu einer der größten Sehenswürdigkeiten der Welt gemacht. Alle Museumsgegenstände sind meisterhaft geordnet und sehr übersichtlich zum Studium aufgestellt. Die große, runde Vorhalle ist mit Wandmalereien aus dem Leben der Indianer von Südamerika und aus der Tierwelt geschmückt. Die Anthropologische Abteilung weist eine große Anzahl von Indianerschädeln auf, die in dem Delta des Parana in Grabhügeln gefunden wurden. Auch Schädel von Araukanern, einige trepanierte Schädel und Turmschädel finden wir hier. Erwähnenswert ist auch eine große Sammlung von prähistorischen Knochen, die teils Knochenbrüche, teils Veränderungen infolge Knochenerkrankungen aufweisen.

In der Zoologischen Sammlung sieht man das musterhaft aufgestellte Skelett eines 38 Meter langen Walfisches, daneben eine Sammlung von Walfischflossen und mehrere Exemplare des Kondor. Dieser nur in den höchsten Höhen der Anden vorkommende Riesengeier erreicht eine Größe von zwei Metern, eine Flügelspannweite bis fünf Meter und ist daher so stark, daß er mit einem Flügelschlage Menschen oder Maultiere umwerfen kann. Interessant ist auch eine Gruppe von Papageien, die im Gegensatz zu allen andern Arten ein Gesellschaftsnest bauen und gemeinsam brüten, während alle andern Papageienarten in Baumstämmen oder Höhlen jedes Pärchen für sich allein brüten. Es folgen die

fossilen Tiere, die von Ausgrabungen aus der Pampa stammen, Mastodonte, Elefanten, Walfische, Pferde, Säbeltiger mit Hauern wie ein Eber. Die Ausgrabungen beweisen, daß das Pferd in Südamerika in vorgeschichtlicher Zeit in der Pampa vorkam, dann aber ausgestorben ist, so daß die Spanier bei der Entdeckung annehmen mußten, daß es in ganz Südamerika keine Pferde gegeben habe. Das Megatherium der Tertiärzeit, das Gryposerium mit kleinen, Zähnen vergleichbaren Knochen in der Haut, das Glypton, dessen ganzer Körper mit Knochenplatten gepanzert ist und die Skelette verschiedener Tiere sind besondere Zierden des Museums.

Die mineralogische Sammlung zeigt sämtliche Steine, die sich in Südamerika finden, vor allem viele Marmorarten, sowie eine Sammlung großer Meteorsteine. In der ethnologischen Abteilung, die alle Länder der Welt umfaßt, ist natürlich Südamerika besonders bevorzugt. Wir erneuern hier unsere Bekanntschaft mit Menschenköpfen aus Ekuador, daneben finden sich Waffen, Musikinstrumente, Gebrauchsgegenstände, Webereien, Indianerschmuck und bemalte Lederhäute. In der archäologischen Abteilung stehen zwei bemerkenswerte Steinbildwerke, Mann und Frau in sitzender Stellung darstellend. Sie wurden einst von zivilisierten Indianern aus Misiones hergestellt. In jenem Grenzgebiet zwischen Brasilien, Argentinien und Paraguay hatten sich die Jesuiten gleich nach der Entdeckung des Landes angesiedelt und bei der Befehrung und Zivilisierung der Indianer die besten Erfolge erzielt.

Bevor ich die La-Plata-Länder verließ, wollte ich mir natürlich auch noch Montevideo ansehen. Über den unübersehbar breiten La-Plata-Strom mit seinem gelben Wasser wird man auf luxuriös ausgestatteten Dampfern in etwa neun Stunden nach der Hauptstadt Uruguays übergesetzt. Noch

lange sah man die Lichter der unendlich großen Weltstadt und der Leuchttürme des Hafens blinken, bis endlich das Land ganz verschwunden war. Man konnte glauben, sich auf dem Meere zu befinden, während man in Wirklichkeit nur eine Flußmündung querte. Außer der Schiffsverbindung verkehren auch Junkers-Flugzeuge, die einen für 50 Pesos in einer Stunde über den Strom bringen. Um 7 Uhr früh lief das Schiff in den Hafen von Montevideo ein, und ich machte mich sofort an die Besichtigung der Stadt, da ich am Abend wieder nach Buenos Aires zurückfahren wollte. Nachdem ich dem reichen Lebensmittelmarkt einen Besuch abgestattet hatte, wanderte ich weiter durch sehr saubere, gut gepflasterte Straßen dem Hauptplatze der Stadt, der Plaza Constitution zu, wo die Kathedrale liegt, deren Türme und Kuppeln weit über alle umliegenden Gebäude hervorragen. Am selben Platze liegt noch die Kongreßhalle aus dem Jahre 1810 und der Uruguay Club, während auf der Plaza Independencia das Gouvernementsgebäude und ein Theater zu finden sind. Eins der schönsten Gebäude, zwar noch nicht ganz fertiggestellt, ist aber der Justizpalast im griechisch-römischen Stil, ein Riesengebäude, das in seinem Innern mit beispiellosem Luxus eingerichtet ist und dessen Bau Unsummen verschlungen hat.

An der Calle de 18. Julio, einer der Hauptstraßen, liegt auch die Universität, ein einfaches, geschmackvolles Gebäude, dessen Inneres mit feinen Säulenhallen aus Marmor recht harmonisch wirkt. Wir besichtigten die umfangreiche Bibliothek und den Lesesaal, von dem man einen schönen Blick über die Stadt und das Meer hat. Ähnlich wie in Marseille sind fast alle Straßen mit Platanen bepflanzt und an vielen Stellen der Stadt finden wir freie Plätze, Denkmäler und Parkanlagen. Der beliebteste und am meisten besuchte davon, der Parque Rodó, grenzt auf der einen Seite an das Meer und

besitzt einen wundervollen Badestrand. Ganz in der Nähe des Parkes liegt das Museum National, dessen Besuch sehr zu empfehlen ist. Von Parque Rodó aus geht eine elektrische Bahn nach dem am Meer gelegenen Badeort Poritos. Ein Kasino, moderne Hotels und unzählige große und kleine vornehme Villen findet man an dem schönen breiten Badestrand, gegen den der Atlantische Ozean seine hohen Wellen heranzwängt. Von Dezember bis März ist der elegante Badeort von Menschen überfüllt, da auch viele Argentinier die Monate des Südsommers hier verbringen.

Die Republik Uruguay ist mit 72180 Quadratmeilen die kleinste der südamerikanischen Republiken und zählt nur 1700000 Einwohner. Die Ausfuhr erstreckt sich hauptsächlich auf Vieh, Pferde und die Wolle der zahlreichen Schafherden, die auf den fruchtbaren Weiden Uruguays gut gedeihen. Neuerdings hat man, dem Beispiel Argentinien's folgend, auch in Uruguay mit der Konservierung von Rindfleisch begonnen und infolge der vorzüglichen Qualität des Fleisches glänzende Erfolge erzielt.

Um 10 Uhr abends ging der Dampfer wieder nach Buenos Aires zurück, auch diesmal wieder mit Menschen überfüllt, und pünktlich um 7 Uhr früh war ich wieder in Buenos Aires.

Man hatte mir zwar abgeraten nach Asuncion zu fahren, da nichts Besonderes zu sehen sei, aber trotzdem beschloß ich, mir die Hauptstadt von Paraguay anzusehen. Zunächst fährt man mit der argentinischen Zentralbahn bis Zarate. Hier wird der Zug auf eine Fähre gesetzt, mit der man in ungefähr vier Stunden über den Paranafluß bis Ibicuy fährt, wo sich große Eisenlager befinden. Dort steigt man in die Entre-Rios-Bahn um, die von hier aus an der Grenze zwischen Uruguay und Paraguay nach dem Norden führt. Die Flusslandschaft ähnelt der von Tigre, da die Ufer einen großen Baum-

reichtum an Pappeln, Weiden und Schilfrohr aufweisen, während im Hintergrunde blühende Felder mit weidendem Vieh auftauchen. Auf den saftigen Weiden gedeiht ein kräftiges Vieh, das dem auf trockenen Weiden aufgewachsenen argentini- schen vorgezogen wird. Deshalb findet man hier nicht nur die großen Liebigschen Fabriken zur Herstellung von Fleischextrakt, sondern auch zahlreiche Gefrierfleischfabriken.

Die Entre-Rios-Bahn führt durch verhältnismäßig dicht- besiedeltes und gut angebautes Gebiet. Kleine Gehöfte mit Wassermühlen belebten das Landschaftsbild. Wir fahren über den Rio Gualeguay und durch die nach ihm benannte Ebene, dem Herz der argentini- schen Provinz Entre Rios. Hier findet man schon zahlreiche Orangenbäume und auch Maguey. An einer andern Stelle passieren wir eine Straußenfarm, deren Insassen frei auf den Feldern herumspazieren. Gegen Mittag kommen wir an der großen Station Monte Caseros vorbei, wo viele dunkelfarbige Menschen auf dem Bahnhofe herum- stehen und riesige Viehmengen verladen werden. Wir befin- den uns jetzt schon auf der nordöstlichen argentini- schen Bahn, die von Concordia bis Posadas durch die argentini- sche Provinz Corrientes läuft. Im Gegensatz zu der argentini- schen Pampa, die wir auf der Fahrt von Mendoza nach Buenos Aires durchquert haben, bezeichnet man diese baumreichen, blühenden Landschaften als Campo. Je weiter wir nach dem Norden und mehr nach dem Innern von Südamerika kommen, um so mehr spüren wir die Hitze, während die Pflanzenwelt all- mählich tropischen Charakter annimmt. Wir sehen jetzt Bananen- felder, Zuckerrohrpflanzungen und eine Fülle von Orangen- bäumen mit zahllosen Früchten. Nach einer Fahrt dicht an der brasilianischen Grenze entlang sind wir am frühen Morgen des 4. Mai am Alto-Parana und haben in Posadas die argentini- sch-paraguayani- sche Grenze erreicht. Der von Gebirgen und schön-

bewaldeten Ufern eingerahmte breite Fluß hat zahlreiche Inseln mit tropischem Pflanzenwuchs. Wie in Zarate wird der Zug jetzt auf ein Fährboot gerollt, das uns in einigen Stunden quer über den Fluß nach der ersten paraguayanischen Station Pacor=Cua bringt, von wo eine Zahnradbahn nach Encarnacion führt.

Posadas ist eine recht hübsche, am breiten Parana gelegene und an Bergabhängen erbaute Stadt, die den Besuch einiger Tage lohnen würde. Von hier aus fährt ein Dampfer den Alto-Parana aufwärts bis zur Einmündung seines größten Nebenflusses des Iguassu. Von dort aus hat man nur noch 17 Kilometer bis zu den großen Wasserfällen zu reiten, die im vorigen Jahrhundert von zwei Spaniern entdeckt wurden. Die Fälle des Iguassu sind wegen ihrer außerordentlichen Höhe und Breite, sowie wegen ihrer zahlreichen Kaskaden und ihrer Lage mitten im Urwald die berühmtesten der Welt und übertreffen die Niagarafälle und die Viktoriafälle des Sambesi in Südafrika. Haben sie doch 760 Fuß Höhe, 13000 Fuß Breite und 28 Millionen Kubikfuß Wasser pro Minute, während dieselben Zahlen für die Niagarafälle 460 Fuß Höhe, 4726 Fuß Breite bei 18 Millionen Kubikfuß Wasser pro Minute und für die Sambesifälle 387 Fuß Höhe, 5300 Fuß Breite und 20 Millionen Kubikfuß Wasser pro Minute sind. In der Guarany-Sprache bedeutet Iguassu großes Wasser. Der Fluß entspringt auf den Hügeln von Curitiba in Brasilien und empfängt mehr als 30 große Flüsse bis zum Wasserfall. März bis November ist die günstigste Zeit für den Besuch dieses hervorragenden Naturbildes, doch sind die Verbindungen von Brasilien wie von Buenos Aires aus zur Zeit so schlecht, daß man einen Monat braucht, um von Buenos Aires aus nach den Fällen hin und zurück zu kommen.

Von Encarnacion geht die Fahrt durch eine üppige Land-

schaft. An Stelle von Wäldern tauchen Palmen, Bananen, Zuckerrohr, unzählige Orangenbäume, sowie Sträucher mit großen, bunten Blüten auf. Wir fahren den Paraguayfluß entlang in nördlicher Richtung auf Asuncion zu. Bald sehen wir den breiten Fluß mit zahlreichen Inseln, bald ist er durch das dichte Gestrüpp der Schlingpflanzen des Urwaldes verdeckt. Natürlich ist es drückend heiß und wir sind froh, daß der Tag sich seinem Ende neigt und das Reiseziel nicht mehr ferne ist. Wir hatten auf der Fahrt eine Unzahl von Stationen zu passieren, so Cahi Puente, wo Apfelsinen berghoch an der Station zur Verfrachtung lagen und das Duzend einen Cents kostete, Cugo und Yuti, wo sich große Holzlager befanden, Borja mit Zweigbahn nach Charara und Biarica, eine große Stadt, in der schwarzäugige, hübsch gewachsene Paraguayern, meist in rote Flanellschals gehüllt, Zigarren zu billigen Preisen anboten. Erst gegen elf Uhr abends kamen wir in Asuncion an, aber trotz der 60stündigen Dauer war die Bahnfahrt doch interessant und abwechslungsreich gewesen.

Am andern Morgen bummelte ich zunächst an den Ufern des sehr breiten Paraguayflusses entlang, in dessen Nähe der palmenbestandene Hauptplatz, die Plaza de Armas, mit einer Freiheitsstatue liegt. Dicht dabei steht das Kongreßgebäude und die Kathedrale, eine im Außern wie im Innern sehr einfache Kirche, der Nationalpalast und die Militärschule. Eine Wanderung durch die Straßen der Stadt zeigte mir die durchweg dunkelhäutige Bevölkerung, wobei die große Überzahl der Frauen besonders auffallen mußte. Die Männer sind im Kriege gegen Brasilien und Argentinien fast alle gefallen. Abgesehen von der Hauptgeschäftsstraße, die moderne mehrstöckige Häuser und einige bemerkenswerte Gebäude, wie das Oratorium, verschiedene Banken usw., aufweist, sind die Straßen klein und schmal, mit schlechtem, holprigem Pflaster.

Der Verkehr auf ihnen spielt sich mit Ochsenkarren und Eselwagen ab. Allerdings ist man bemüht, die Ochsenkarren immer mehr verschwinden zu lassen, da Asuncion danach strebt, eine moderne Stadt zu werden. Die Frauen und Mädchen sind hübsch gewachsen und von anmutigen Gesichtszügen. Sie kleiden sich gut, gehen aber oft ohne Strumpf und Schuh. Die meisten schleppen irgendeine Last, Krüge mit Milch oder Wasser, Körbe mit Drangen, Gemüse, Mais, Tabak, die auf dem Kopfe getragen wird. Selbst die Kinder werden auf dem Kopfe getragen. Auch zahlreiche Guaranyindianer sieht man in der Stadt, ebenso Chacoindianer, die Ureinwohner des Landes, von denen noch ungefähr 50000 existieren.

Eine Spezialität Paraguays ist das sogenannte Petit Grain, eine aus den Blättern des wilden Drangenbaumes durch Destillation gewonnene Essenz, die die Grundlage für viele Parfüms, vor allem für das Eau de Cologne abgibt. Die Essenz wird in Yaguaron, dem Hauptort des Drangenbaus, hergestellt, von wo außerdem jährlich 200 Millionen Drangen ausgeführt werden. Das Destillationsverfahren ist sehr einfach und man könnte durch Verbesserungen desselben noch viel mehr Essenz gewinnen. Überhaupt ist der Reichtum des Landes, welches 1526 vom Italiener Capo entdeckt worden ist und das zu den fruchtbarsten der Erde gehört, nicht genügend ausgenutzt. So gedeihen in Paraguay die herrlichsten Früchte und in einer solchen Menge, daß ganz Argentinien damit versehen werden könnte. Neben Drangen finden sich Pfirsiche, Ananas und Guayabas, die wild wachsen und aus denen süße Marmelade hergestellt wird, während die wildwachsenden Drangen für die namentlich in England beliebte bittere Marmelade Verwendung finden. Vieh ist nicht nur reichlich vertreten, sondern auch der saftigen Weiden wegen von bester Qualität. 1923 schätzte man den Viehbestand auf vier Millionen Stück.

Neben dem Zucker und der Baumwolle, die an den Ufern des Paraguayflusses gebaut werden, aber in viel größerem Maßstabe ausgeführt werden könnten, wird der Holzreichtum des Landes noch von sehr großer Bedeutung werden. Viele tausend Quadratkilometer sind von Wäldern bedeckt, in denen eine große Anzahl von Edelhölzern vorkommt. Mehrere dieser Holzarten sind zum Teil noch unbekannt, und die Edelhölzer werden so gering bewertet, daß man sie sogar zu Eisenbahnschwellen verwendet. Auch Akazien kommen in großer Anzahl vor und liefern ansehnliche Mengen Lannin. Tabak wächst ebenfalls in Paraguay, doch ist er nicht so gut, wie etwa der Havannatabak. Von den Metallen kommt nur Eisen in größeren Lagern vor. Aber eine Eisenindustrie hat sich bisher nur in Iticui entwickelt. Marmor, Granit, Porphyrt, Serpentin und Kaolin werden an vielen Plätzen gefunden und ausgebeutet. Einer der gewinnbringendsten Industriezweige des Landes ist ferner die Gewinnung und Ausfuhr der Yerba Maté, deren Bäume im Nordosten des Landes wild wachsen.

So war der Aufenthalt in Asuncion, das jetzt ungefähr 100 000 Einwohner hat, doch recht interessant und lohnend. Das Land, besser ausgenutzt und bewirtschaftet, hat fraglos wegen seines Reichtums eine Zukunft, und wenn es auch, ähnlich wie Bolivien, ohne Seehafen ist, so liegt doch die Hauptstadt an einem schiffbaren Strom. Die Stadt selbst ist eine Gartenstadt, denn die meisten im spanisch-maurischen Stil erbauten einstöckigen Häuser haben neben den schönen, mit Blumen gezierten Höfen auch Gärten, in denen Rosen und Orangen blühen. Wer die anstrengende Bahnfahrt vermeiden will, hat auch Gelegenheit, mit dem Dampfer nach Asuncion zu kommen, der zweimal wöchentlich in fünf Tagen dorthin fährt.

Um sechs Uhr vormittags ging der Zug von Asuncion nach Buenos Aires ab. Eine solche Fahrt am frühen Morgen

ist immer interessant, da man beobachten kann, wie Mensch und Natur allmählich erwachen. In den im Walde zerstreut liegenden Hütten sah man die einen bei der Toilette, andere das Vieh auf die Weide führen, Männer ihre Pferde satteln, Frauen ihre Waren zum Markte tragen. An einzelnen Stellen ist der Wald unterbrochen, und es tauchen dann die schönen Ufer des Paraguayflusses auf. Je höher die Sonne steigt, desto herrlicher erstrahlen die Fluten des Flusses, an dessen Seite wir viele Stunden entlang fahren. In Pirayu bietet man uns die sehr feinen, handgearbeiteten Paraguayspitzen an. Für die mühevollen, monatelangen Arbeit, die diese Spitzendecken und Umhänge erfordern, ist der Preis nicht hoch. Für 10 bis 20 Dollar bekommt man wahre Prachteremplare in Weiß oder in bunten Farben, teils aus Seide, teils aus feinstem Garn geklöppelt. Ein so hergestelltes Kopftuch im Wert von 5000 Dollar wurde unlängst der Königin von Holland geschickt. Gegen Abend hatte sich die Temperatur abgekühlt, und als wir in der Station Tucarnac einliefen, ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder, begleitet von einem Wetterleuchten, das den ganzen Horizont in ein Feuermeer verwandelte.

6. Rio de Janeiro, die schönste Stadt der Welt.

Von meinem Abstecher nach Asuncion glücklich nach Buenos Aires zurückgekehrt, trat ich gleich am folgenden Tage mit dem deutschen Dampfer „Cap Norte“ die Weiterreise nach Rio de Janeiro an. Die vier Seetage auf dem fürstlich eingerichteten Dampfer vergingen in angenehmer Gesellschaft wie im Fluge, und am 12. Mai liefen wir frühmorgens in die Bucht von Santos ein. Die üppig bewaldete Bucht ist infolge ihrer vielen Windungen einem Fluß vergleichbar, und

erst wenn man am Ende angelangt ist, sieht man, daß es sich nur um eine Einbuchtung der Meeresküste handelt. Zahlreiche Inseln mit Hütten der Eingeborenen liegen inmitten der Bucht und zeigen eine üppige Bewachsung, wobei uns vor allem die himmelragenden Königspalmen auffallen. Zahlreiche Schiffe liegen an den Quais, und hinter dem Hafenviertel liegt auf einer Anhöhe, rings von Tropenwäldern umgeben, die ausgedehnte Stadt Santos. Die 400 Jahre alte, von Braz Cubas gegründete Stadt, hat über 100 000 Einwohner und ist mit ihren modernen Gebäuden, ihren breiten Promenaden, den vielen Denkmälern, dem Badestrand und dem Kasino der Anziehungspunkt für viele Brasilianer, die vom Innern kommen. Santos ist der erste Kaffeeporz der Welt und der Ausfuhrhafen für den Kaffeedistrikt São Paulo. An seiner Kaffeebörse, an der beim Kaffeeschlürfen der Weltpreis gemacht wird, sieht man hunderte mit Maultieren bespannte, hochrädige Karren, beladen mit Kaffeesäcken. Die Kaffeebörse kontrolliert auch genau die Ausfuhr des Kaffees, um einer Übersättigung des Weltmarktes vorzubeugen. So dürfen die Bahnen aus dem Innern täglich nur bis 30 000 Sack zu 60 Kilo nach Santos bringen. Die Santosenernte 1925/26 betrug neuneneinhalb Millionen Sack und die Gesamtkaffeeernte Brasiliens, einschließlich der im Innern zurückgehaltenen Bestände von früheren Ernten, 26½ Millionen Sack, bei einem Weltverbrauch von 20 Millionen Sack. Daraus geht das Kaffeemonopol von Brasilien deutlich hervor. Der brasilianische Kaffee nimmt, was die Menge betrifft, zwar die erste Stelle ein, nicht aber hinsichtlich seiner Güte. Er wächst, ungeschützt gegen die Tropensonne, zu rasch, und seine Früchte sind deshalb nicht so erstklassig wie der Kaffee, der in den höheren Lagen Venezuelas, Guatemalas und Mexikos unter dem Schutze von Bananensträuchern und Schattenbäumen gebaut wird.

Die elektrische Zahnradbahn von Santos nach São Paulo führt über einige Flüsse und teilweise mitten durch den tropischen Urwald. Ausgedehnte Bananepflanzungen, Schlingpflanzen und Urwaldgestrüpp wechseln ab mit Palmen aller Art, vor allem mit den schlanken, himmelhohen Königspalmen. Man kommt an zahlreichen Kaffeepflanzungen vorbei, und an vielen Stellen ist der Urwald niedergebrannt, um Platz für Kulturland zu gewinnen. Die Stationsgebäude sind in modernem Stil erbaut, aber die Löcher im Urwald lassen uns einen Blick tun auf primitive Eingeborenenhütten, die zum Schutze gegen die Feuchtigkeit auf Pfählen stehen. Auffallend ist der Wasserreichtum dieser tropischen Berglandschaft. Denn überall sehen wir felsige, mit Urwald bewachsene Berge, von denen das Wasser in kleinen Kaskaden, manchmal sogar in breiten Wasserfällen, herabstürzt. Nachdem die Bahn eine etwa 800 Meter hohe Ebene erreicht hat, führt sie weiter durch ein stellenweise ziemlich ödes Gebiet nach São Paulo.

Gleich beim Betreten von Brasiliens Boden war mir die große Anzahl von Negern aufgefallen, die als Hafenarbeiter beschäftigt sind und auch in der Stadt die niederen Posten versehen. Es sind meist schlanke, kräftige Gestalten, und ihre Frauen sind in jungen Jahren ganz hübsch, aber nach wenigen Jahren verblüht. Schwer ist es, das Alter eines Negers festzustellen, da die Haare im Alter nur ergrauen, aber nie ganz weiß werden. Die Neger wurden kurz nach der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen von Afrika nach Brasilien gebracht. Die Kreuzung von Negern mit Portugiesen hat eine sehr häßliche Rasse ergeben, und die Neger fühlen sich in Brasilien den Weißen durchaus gleichberechtigt, werden aber von ihnen doch nicht für voll genommen. Ihr naives, kindliches Grinsen und ihr unverschämtes Benehmen fordern ebenso zur Heiterkeit heraus, wie das Nachahmen europäischer Sitten in

der Kleidung. Daß es auch in Brasilien ähnlich wie in den Vereinigten Staaten sehr reiche Neger gibt, ist selbstverständlich.

In São Paulo sahen wir eine der blühendsten Handelsstädte Brasiliens, die zweitgrößte des Landes, mit etwa 800 000 Einwohnern. Rund 1000 Meter hoch, hat die Stadt ein herrliches, gemäßigtes Klima, und man glaubt, in einer modernen europäischen Großstadt zu sein. In den Straßen herrscht starker Verkehr, und das Geschäftsleben ist sehr rege. Überall sieht man ausgedehnte Anlagen, die durch ihren reichen Blumenschmuck auffallen. Auch in den Vorstädten hat fast jedes Haus einen schön gepflegten Garten, und überall leuchten die Osterblumen mit ihren roten Blättern und die in sieben violetten Farben blühende Bougainvillaa. Wieder geben die Königspalmen dem landwirtschaftlichen Bild einen eigenartigen, vornehmen Charakter. Die Avenida Paulista, eine sehr breite, von Bäumen eingefasste Straße des Billenviertels, ist mit ihren Palästen und den zu ihr gehörenden Parks eine der schönsten Billenstraßen, die ich je gesehen habe, und von dem hier gelegenen Trianonpark aus hat man eine umfassende Übersicht über die auf vielen Hügeln aufgebaute Stadt und auf die Urwälder, die bis an die Ränder der Stadt heranreichen. Ungefähr mitten in der Stadt befindet sich das große Stadttheater und dicht daneben ein großer, von einer Schlucht durchzogener Park. Über die Schlucht führt der Viadukto do Cha, der abends durch zahllose elektrische Lampen taghell erleuchtet ist. Von den Kirchen seien nur die Igreja Rosario am Plaza Paysandu und die Klosterkirche São Benito in der Rua São Bento, mit einer deutschen Benediktiner Abtei, erwähnt.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten, im Automobil in ungefähr einer Stunde von São Paulo aus zu erreichen, ist die weltberühmte Giftschlangenfarm Butatan, von dem bekannten brasilianischen Arzt und Serologen Dr. Vidal Brazil gegrün-

det. Das an ein Schloß erinnernde Hauptgebäude liegt in einem prächtigen Park auf einem Hügel, von dessen Terrassen man die ganze Stadt São Paulo überblickt. In der Schönheit der Natur vergißt man ganz, daß sich hier Tausende von Giftschlangen befinden. Mitten in Blumenbeeten, allerdings durch Mauern und Wassergräben von den Hauptwegen getrennt, sieht man ein Meter hohe, runde Häuschen aus Zement, die den Giftschlangen als Wohnung dienen. Unser Führer, mit dicken Lederstiefeln versehen und mit einem langen Stock, der vorn in einen eisernen Haken ausläuft, bewaffnet, getraut sich furchtlos unter die Schlangenbrut und holt die Giftschlangen mit seinem Stock dukendweise aus ihrem Verstecke. Die am meisten vertretene Art ist die Klapperschlange, die in ganz Zentral- und Südamerika vorkommt. Ihren Namen hat sie von der aus Horngliedern bestehenden Klapper am Schwanzende. Wird sie gereizt, so geht sie gleich zum Angriff über, wobei die Klapper ein deutlich hörbares Geräusch verursacht. Der Angriff einer Schlange ist sehr schnell und wuchtig, wie man deutlich hören kann, wenn der Kopf gegen den Lederstiefel des Wärters anschlägt. Ebenso rasch zieht das Tier den Kopf wieder zurück. Noch viele andere, teilweise prächtig gefärbte und gezeichnete Arten bekommen wir hier zu Gesicht, von der kleinsten, nur 20 Zentimeter langen bis zur drei Meter langen. Um uns die Giftzähne zu zeigen, hebt der Wärter zunächst die Schlange mit seinem Stock in der Mitte ihres Körpers auf und faßt sie dann am Schwanzende an. Der Kopf fällt dann senkrecht herab und das Tier ist bewegungslos. Jetzt gleitet er mit der Hand den Rücken des Tieres entlang bis an den Nacken. Ein Druck, und der Schlangentrachen öffnet sich. Man sieht zwei große Giftzähne, besser Giftklauen genannt, da die Zähne eine kanalartige Rille haben, durch die das Gift aus den am Racheneingang liegenden Giftdrüsen in

den Gifthaken hineinläuft und mit dem Biß in die Wunde kommt. Viele Giftschlangen haben Reservehaken, die hinter den vorderen Gifthaken stehen, damit sie, wenn ein Gifthaken abbricht, sofort wieder angriffsfähig sind. Da die Giftzähne schräg gestellt sind, erzeugt der Biß keine Stichwunde, wie bei den ungiftigen Schlangen, sondern einen Riß. Innerhalb von einigen Stunden erfolgt der Tod, falls nicht bald nach der Verletzung das flüssige Schlangenserum eingespritzt wird. Eine vorbeugende Immunisierung, d. h. eine Einverleibung von Schlangenserum, bevor man gebissen wird, wie es die indischen Schlangenkundigen seit Jahrhunderten durch Einreibung von kleinen Dosen Schlangengift in die Haut machen, kennt man hier nicht. Die Wirkung des hier hergestellten Serums ist fast unfehlbar. Der Körper macht zwar infolge des Bisses und der Behandlung eine sehr schwere Reaktion durch, aber der Gebissene kommt meist mit dem Leben davon. Unser Führer z. B. ist schon mehreremal gebissen worden und wurde stets durch die Einspritzung gerettet. Um zur Herstellung des Serums stets die nötige Anzahl von Schlangen zur Verfügung zu haben, wird an die Eingeborenen, die dafür Schlangen abliefern, unentgeltlich Serum verteilt. Alle 14 Tage wird das gelblichweiße Gift der Schlange durch Druck auf die Giftdrüsen abgenommen und in kleinen, steigenden Dosen Pferden eingespritzt, deren Blutserum dann nach Monaten das Gegengift enthält. Die Gewinnung erfolgt also genau so, wie die des Diphtherie- oder des Wundstarrkrampfsersums. Vom abgezapften Blut der Pferde wird das Serum auskristallisiert und nach Zusatz von konservierenden Stoffen in flüssigem Zustand zur Injektion bereit gehalten. Natürlich sind zur Gewinnung des Serums große Laboratorien nötig, in denen mehrere Ärzte beschäftigt sind. An einer andern Stelle des Gartens sind ungiftige Schlangen in großer Zahl

untergebracht. Einige der hier hausenden Riesenschlangen sind auf die Bäume geklettert und liegen fast unsichtbar auf der Lauer, wie in der freien Natur, wo die Riesenschlange sich unbemerkt vom Baume herab auf die an der Erde laufenden Tiere stürzt. Auf dem Boden kann man viele Schlangen kaum sehen, so hat sich die Farbe ihrer Haut der Umgebung angepaßt. Etwas entfernt vom Hauptgebäude ist das Museum, in dem die verschiedenen Schlangenarten in Spiritus aufbewahrt werden, und wo man die drei verschiedenen Arten des Schlangenserums gezeigt bekommt. Weiter sieht man eine Statistik über die Abnahme der Sterblichkeit nach Schlangenbissen in Brasilien nach der systematischen Einführung der Seruminjektionen. Aus Tafeln ist die Häufigkeit der einzelnen Schlangen ersichtlich, wonach die Klapperschlange die Hälfte aller vorkommenden Giftschlangen ausmacht, während *Crotalus*, *Anisistradon* und *Lachesis* an Häufigkeit folgen. Auch Bilder, wie die Schlange angreift, teils nur am Boden schleichend, teils beim Angriffe den Kopf erhebend, teils wie die *Kobra* in Ostindien und die Klapperschlange das ganze vordere Drittel des Körpers erhebend, und dann auf das Opfer losschnellend, sind zur Belehrung ausgestellt. Alles macht den Eindruck großer Wissenschaftlichkeit und großer Arbeitsleistung.

Mit dem Besuch der Schlangenfarm war mein Aufenthalt in São Paulo abgeschlossen und ich benutzte den Nachtschnellzug nach Rio de Janeiro. Vor der Einfahrt in den Bahnhof in Rio fuhren wir an den vor der eigentlichen Hauptstadt gelegenen Eingeborenendörfern vorbei, welche einen recht schmutzigen Eindruck machten. Der üppige Pflanzenwuchs deckt zwar viel zu; aber es sieht in diesen Vororten trotzdem sehr kläglich aus. Auch der erste Eindruck, den wir in der Stadt selbst in der Nähe des Hauptbahnhofes hatten, war

nicht glänzend. Überall fällt die große Zahl von Negern und Negerinnen auf, die aber in die tropische Stadt hineinpassen. Die Straßen waren am frühen Morgen ziemlich leer, zumal unser Ankunststag, der 13. Mai, ein Nationalfeiertag für Brasilien ist. Wurde doch im Jahre 1888 an diesem Tag die Sklaverei, die seit Einführung der Neger im Jahre 1574 bestanden hatte, abgeschafft. Da ich kein Wort Portugiesisch verstand und mir auch keine Mühe nahm, diese Sprache zu lernen, um sie nicht mit der spanischen zu verwechseln, hatte ich natürlich während meines Aufenthaltes viel Schwierigkeiten. Im Hotel Central aber, einem deutschen Hotel, das an der prächtigen Strandpromenade (Praia do Flamengo) liegt, konnte ich alles Wissenswerte erfahren. Auf dem Wege zum Hotel war ich schon an einer Reihe von großen Parks und prächtigen öffentlichen Gebäuden vorbeigefahren, und als ich dann in die Strandpromenade einbog und einen Überblick auf die sich unendlich weit ausdehnende Bucht von Rio hatte, erkannte ich sofort, daß Rio mit Recht den Ruf hat, die schönste Stadt der Welt zu sein. Vor mir sehe ich in der Ferne eine Menge kleiner Inseln, zum Teil mit reichem Grün bedeckt, zum Teil den kahlen Fels zeigend. Von der Stadt aus gesehen, zur rechten Hand, fesselt ein besonders hochragender Felszacken den Blick, das Wahrzeichen von Rio, wegen seiner eigentümlichen Form der Zuckerhut genannt. Von dem Dachgarten des Hotels, einem der wenigen Wolkenkratzer von Rio, sieht man die Stadt, auf einer Unzahl von Hügeln aufgebaut, inmitten tropischer Gärten liegen. Viele Straßen haben als Schmuck Allees formenschöner Königspalmen. An den Ufern des Meeres beginnend, reicht die Stadt über die flachen Hügel hinweg bis zu den im Hintergrund der Stadt ansteigenden, zum Teil bis zur Spitze bewachsenen Gebirgszügen. Die Schönheit dieser Stadt zu be-

schreiben ist fast unmöglich. Eine tropische, überreiche Pflanzenwelt, die „fünf Finger Gottes“, fünf hohe, wie Säulen aufsteigende Berge im Hintergrund der Stadt, die weite Meeresbucht, die durch ihre vielen Buchten und ihre vielen Inseln und Felsriffe unendlich an Reiz gewinnt, vereinigen sich zu einem so überreichen harmonischen Gesamtbild, wie ich es nirgends mehr in der Welt gesehen habe. Wenn es ein irdisches Paradies auf dieser Welt gibt, so kann es nicht fern von hier sein, schrieb Amerigo Vespucci in seinem berühmten Briefe, in dem er über seine Expedition nach Brasilien berichtet. Eine Stadt, mit einem Wort einzigartig, nicht nur infolge ihrer geographischen Lage, sondern auch infolge ihres herrlichen Aufbaues. Die Schönheit der Innenstadt ist einem Bürgermeister deutscher Abstammung zu verdanken, der vor langer Zeit allen Grundbesitz in der Stadt abschätzen ließ unter dem Vorwand, eine Steuer auf denselben einzuführen. Die Grundbesitzer schätzten ihren Besitz natürlich so billig wie möglich ein und waren sehr erstaunt, als die Stadtverwaltung diesen teilweise enteignete. Auf dem so gewonnenen Gelände wurden dann große Plätze und Parks angelegt und die Straßen konnten verbreitert werden. Die hohen, schlanken Königspalmen, die heute das Stadtbild Rios verschönen, waren ursprünglich nicht hier heimisch. König Johann VI. von Portugal brachte im Jahre 1808, als er vor Napoleon aus seinem Lande fliehen mußte, von der Isla de Francia den ersten Ableger mit, der heute noch im Botanischen Garten als 55 Meter hoher Baum zu bewundern ist. 100 Jahre später, als die Brasilianer die einzigartige Lage und Schönheit ihrer Stadt erkannten, brachten sie nicht weniger als 400 Millionen Mark auf, um Rio weiter auszubauen und zu verschönern. So entstand die Avenida Central, heute Rio Branco genannt, die größte Geschäftsstraße der Stadt, die den Hafen mit den

äußern, am Ufer der Bucht gelegenen, großen Verkehrsadern verbindet, und so entstanden die an ihr gelegenen Prachtbauten, wie das Stadttheater, ein Palast aus Marmor, der nicht weniger als 40 Millionen Mark gekostet hat und andere mehr. Wenn Alexander von Humboldt Stockholm, Neapel, Lissabon, Konstantinopel und Rio für die schönsten Städte der Welt erklärt hat, so kann ich nur sagen, daß die Schönheit der vier ersten Städte zusammengenommen nur ein Zehntel der Schönheit von Rio ausmacht.

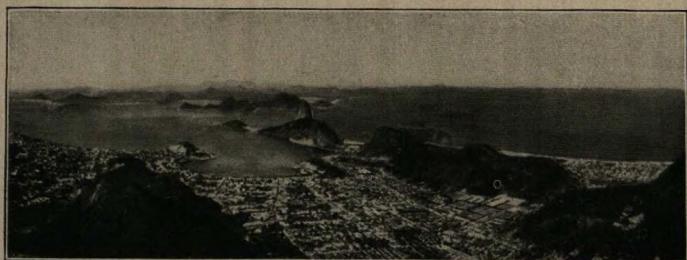
Die zweitgrößte Stadt Südamerikas, mit anderthalb Millionen Einwohnern, hat ihren Namen daher, daß der portugiesische Entdecker am 1. Januar hier ankam und die Bucht für einen Fluß hielt. Sie ist auf einem Gelände von 1200 Quadratkilometer erbaut und die größte Tropenstadt der Welt. Rio ist zugleich der größte Hafen von Brasilien, und man sieht Passagier- und Frachtdampfer aller Nationen neben Tausenden von kleinen Fahrzeugen, die den lokalen Verkehr und den Handel mit den benachbarten Inseln und Küstenstädten vermitteln. Die Bucht ist durchschnittlich 50 Meter tief und daher für die größten Schiffe der Welt zugänglich. Die Einfahrt in die Bucht macht einen geradezu überwältigenden Eindruck, da man an ihren Ufern die Millionenstadt in unabsehbarer Ausdehnung aufgebaut sieht, während sich im Hintergrunde die Gebirge und der Urwald wirksam abheben. Zwischen dem Zuckerhutberg und der Insel Nickeroy ist die ziemlich schmale Einfahrt zur Bucht, die in ihren Umrissen genau den Umrissen des ganzen Landes gleicht. Früher durch das gelbe Fieber als ungesunde Stadt bekannt, zählt sie jetzt zu den gesündesten in Südamerika. Allerdings ist es in den Sommermonaten drückend heiß. Doch bringen die vom Meer kommenden Winde gegen Abend Abkühlung. Von November bis Mai dauert die Regenzeit, und auch in den übrigen Monaten des

Jahres bleibt der Himmel wegen der Nähe des Meeres und der Gebirge oft bewölkt. Bei meiner Ankunft war allerdings sehr schönes Wetter, und ich nahm mir sofort ein Auto, um noch am Vormittag die berühmte Lijucafahrt zu machen. Man fährt zunächst am Strande entlang, über die Preia do Flamengo, die sich in der Avenida Beira-Mar fortsetzt. Weiter an der Plaza Publica vorbei, biegt man in die Hauptgeschäftstraße von Rio die Avenida Rio Branco ein, nach dem Visconde do Rio Branco genannt, der als kaiserlicher Ministerpräsident 1873 die Befreiung von der Abhängigkeit des Papstes durchsetzte. Die Straße ist mit zahllosen Prachtbauten geschmückt, in denen moderne Geschäftshäuser untergebracht sind. Besonders fallen die Juweliergeschäfte auf, in denen wir Diamanten von ungewöhnlicher Größe finden, die aus dem Innern des Landes kommen. Eine unabsehbare Volksmenge wimmelt den ganzen Tag, besonders aber zur Zeit des Korsos, zwischen fünf und sieben Uhr hier herum. Bald verläßt man das Zentrum der Stadt und fährt durch Vororte, mit kleinen, hübschen Villen inmitten tropischer Gärten. An allen Ecken begrüßen uns die gigantischen Königspalmen, oft durch Häuser verdeckt und nur mit ihrer Krone über alles hinwegragend. In Serpentinien steigt das Auto dann die Lijuca-Anhöhe hinauf. Die Häuser werden seltener, und wir befinden uns nicht mehr in der Stadt, sondern ganz plötzlich im brasilianischen Urwalde, durch den man die 15 Meter breite Automobilstraße geschlagen hat. Bald erscheint ein undurchdringlicher Bananenwald, bald hindern Bambusdickichte den Ausblick. Alle Palmenarten der Welt, von unzähligen Schmarozerpflanzen umschlungen, sind hier vertreten, riesenhafte Kakteen, unentwirrbare Schlingpflanzen und Riesensträucher mit farbenprächtigen Blumen wechseln in dem bunten, fesselnden Bilde miteinander ab. Immer weiter höher steigend, kommen wir an kleinen Sturz-

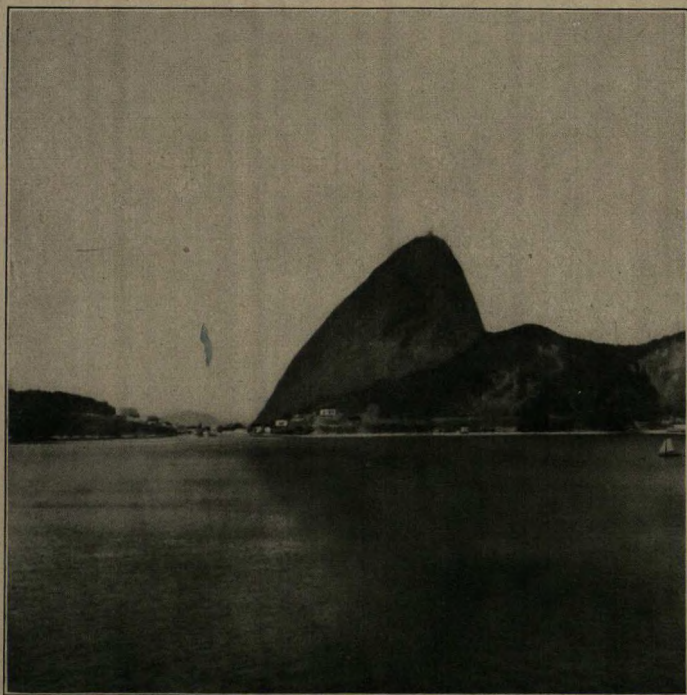
bächen vorbei, bis wir dann an einer Stelle mitten im Urwald einen über mächtige Felsblöcke herunterstürzenden Wasserfall erblicken. Wir befinden uns jetzt in der „Serra do Tijuca“, in einer Höhe von 1000 Meter.

Mitten im Urwald, auf der Spitze eines 130 Meter hohen Felsens, liegt hier eine kleine Kapelle, die von einem Brasilianer für die glückliche Heilung von einem Schlangenbiß errichtet wurde.

In Serpentinaen geht es bald auf-, bald abwärts. Verschiedentlich sieht man neben den Eingeborenenhäusern Obst- und Gemüseplantagen, deren fette und dunkelrote Erde sehr fruchtbar ist. Unser Auto lenkt jetzt in eine enge Schlucht hinein, und wir stehen plötzlich vor riesenhaften zyklischen Felsblöcken, die hier mitten im Gebirge in einem Flußtale liegen und die man „Lurnas de Acazis“, auch „Grutas de los Indios“ genannt hat. Zwischen den einzelnen Felsblöcken liegen Grotten mit kleinen Bächen, und wir finden zahlreiche Gummibäume und unzählige Arten bunter Orchideen. Von hier aus geht die Tijuca-Fahrt abwärts, und wir erreichen weit von der Stadt entfernt die Küste. Auf der einen Seite das Gebirge, in dem vor allem der 714 Meter hohe Corcovado und die Gabia mit ihrer überreichen tropischen Bewachung auffallen, auf der andern Seite das sich in die Unendlichkeit ausdehnende Meer, geht es bergauf, bergab an der Küste entlang, an vielen kleinen Ortschaften vorbei, bis wir nach dem weltberühmten Hauptbadeplatz von Rio de Janeiro, „Cobacabana“, kommen. Dieser luxuriöse Seebadeort mit seinem herrlichen Strand und seinen schönen Villen wird von den Einwohnern ganz Brasiliens und von zahlreichen Ausländern besucht. In der Mitte des Bades liegt das von dem Deutschen Niedinger erbaute Hotel „Cobacabana“, vor dem sich eine breite Strandpromenade ausdehnt. Natürlich ist der Strand stets von zahlreichen Badenden belebt, da man hierzulande das ganze Jahr baden kann.



Gesamtansicht von Rio de Janeiro.



Der Zuckerhut am Eingang der Bucht von Rio de Janeiro.



Ansicht aus São Paulo, Brasilien.



Der Asphaltsee auf Trinidad.

Vor dem Hotel dehnt sich nach beiden Seiten die breite, nachts erleuchtete Avenida Atlantica aus, an deren einem Ende der kleine Badeort Leme liegt. Hier führt ein 228 Meter langer, 10 Meter breiter Tunnel durch das Gebirge, und wir kommen auf der anderen Seite des Tunnels in Botafaco heraus. Von hier aus geht die Fahrt weiter um den Zuckerhut herum, um nach vier Stunden am Ausgangspunkt auf der Avenida Preia do Flamengo zu enden.

Am Nachmittag fahren wir nach dem weltberühmten botanischen Garten. Er liegt nicht weit vom Meeresstrand am Südende der Stadt. In der üppigen, tropischen Vegetation ist es allerdings nicht schwer, einen eindrucksvollen botanischen Garten zu errichten, aber was wir sahen, übertraf doch unsere Erwartungen. Gleich am Eingang betritt man eine ein Kilometer lange Allee von 134 über 30 Meter hohen Königspalmen, die den ganzen Garten durchquert und erst da endet, wo der Garten in den Bergwald übergeht. Der Duft der Blüten der vielen tropischen Sträucher und Bäume wirkt betäubend, und je mehr wir die einzelnen Teile des Gartens durchstreifen, desto mehr werden wir von seiner eigenartig schönen Zusammenstellung überrascht. Da ist ein kleiner See mit Hunderten von Blüten der Victoria Regia, mit Blättern, so groß, daß sie als Kanu benutzt werden können. Bambuswälder sind in der verschiedenartigsten Weise zu Alleen, Lauben oder langen Gängen ausgebaut, wo man, geschützt von der Sonne und der Hitze, sich ausruhen kann. Alle Palmenarten Südamerikas sind hier vertreten und mit anderen tropischen Bäumen zusammen zu einem künstlichen Urwald vereinigt. An einer anderen Stelle finden wir ein kleines Aussichtshaus, das ganz von Efeu und Schlingpflanzen umwachsen ist. Auch das Zwitschern vieler Vögel, das Geschrei der Papageien, das Herumflattern der Kolibris verfehlen ihren Eindruck nicht. Daß

wir natürlich alle Pflanzen der südamerikanischen Flora sehen, ist selbstverständlich, so die Kokaftaude, den Matebaum und den Kaffeestrauch, Zuckerrohr, Kakao, Reis, Baumwolle, Gummipflanzen in ihren verschiedenen Arten, Bäume mit den verschiedensten Früchten, Tabak, sowie die Tacnapalme, aus deren Kernen das sogenannte vegetabilische Elfenbein gewonnen wird, das man zur Knopffabrikation verwendet. Zimtbäume, Orangen- und Zitronenbäume, die steinharten Quebrachos, Mangroven, Kubiazeen, aus denen Chinin gewonnen wird, Indigosträucher, Maulbeerbäume und den Logwoodbaum, dessen Holz so schwer ist, daß die Stämme im Wasser versinken. Stundenlang kann man in dem ausgedehnten, parkartig angelegten und durch seine Riesenbäume überall schattigen Garten umherwandern, und immer wieder findet man Stellen, die man noch nicht gesehen hat, die von neuem unser Staunen erregen.

Als wir nach der Stadt zurückfahren, fing es schon an zu dämmern, da der Himmel aber wolkenlos war, beschlossen wir, dem Zuckerhut einen Besuch abzustatten. Die Station der Schwebebahn, mit der man zum Zuckerhut hinauffährt, liegt an einem kleinen Platz, an dem sich eine Kaserne, das Ackerbau-Ministerium, die neue medizinische Fakultät und eine Funkstation befinden. Vor dem eigentlichen Zuckerhutberg liegt ein kleinerer, 270 Meter hoher Hügel, zu dem man zunächst mit der Schwebebahn hinaufgezogen wird. In Uruca, einer Station auf dem vorliegenden Berghügel, steigt man aus und geht zu Fuß zu einer zweiten Schwebebahn, die von hier über eine breite Schlucht bis zur Spitze des 387 Meter hohen Zuckerhutes fährt. Auf der zweiten Fahrt ist der Blick auf den unter uns liegenden Urwald, auf die weithin sichtbare Stadt, auf den sich unendlich ausdehnenden Seestrand und die Bucht mit ihren vielen Inseln von bezaubernder Wirkung.

Oben hat man von einem Aussichtsturm aus einen Gesamtblick über die Bucht und über Brasiliens Hauptstadt mit allen ihren schon geschilderten Schönheiten. Bei Tag sieht man von der Höhe des Zuckerhutes das Gewimmel der Menschen, die wie kleine, schwarze Punkte erscheinen, die Bewegung der Autos und der Schiffe, die wie kleine Mäuse auf der Erde oder auf dem Wasser dahinrennen. Noch feenhafter aber ist der Anblick, wenn es dunkel wird, wenn die Silhouette der Stadt sich allmählich in der kurzen Dämmerung auflöst und langsam verschwindet. Eine Unzahl von Lichtern sorgt dann dafür, daß man nicht in die unbegrenzte Dunkelheit schaut, und der ganze, 20 Kilometer lange Strand leuchtet auf im Lichte einer Doppelreihe von Bogenlampen. Die Bordlichter der verankerten Schiffe schimmern wie Sterne, und wie Kometen am Himmel ziehen die Fährboote ihre Bahn. Die größte Lichtfülle liegt über dem Geschäftsviertel der Stadt mit der großen Hauptstraße Rio Branco. Aber noch viele Kilometer vom Weichbild der Stadt entfernt blinken mitten im Wald die Lichter der kleinen Häuser und Hütten. Die nächtliche Beleuchtung vermittelt erst so recht eine Vorstellung von der großen Ausdehnung der Bucht und der Stadt, und schon von weitem weist sie den Schiffen den Weg, wie der Schein eines riesigen Leuchtturms.

Der nächste Tag war den Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt gewidmet. Zunächst suchten wir den Zentralmarkt auf, wo neben Blumen, Obst, Gemüse, Fleisch, Fischen usw. auch Affen, Papageien, Alligatoren und buntgefiederte Vögel aller Art verkauft werden. Bei der Fahrt am Strande entlang sahen wir das in einem Park gelegene Schloß des Präsidenten und an der Plaza Publica den Palacio Monroe. Inmitten des hier gelegenen Parkes besuchten wir ein kleines Aquarium, wo eine Reihe von tropischen Fischen untergebracht ist, dar-

unter zu erwähnen die Morela Verbe, von grüner Farbe, etwa ein Meter lang, halb einem Aal, halb einem Baumblatte ähnlich und in ihrem hinteren Körper mehr an eine Schlange erinnernd. Zum Atmen öffnet sie die kleine spitze Schnauze, in der man keine Zähne sieht. Gleich am Ende der Rio Branco, in die wir vom Jardin Publico aus einbogen, liegen eine ganze Reihe von öffentlichen, palastartigen Gebäuden. In erster Linie ist die National-Bibliothek zu erwähnen, ein großer im griechischen Stil gehaltener Prachtbau, 1810 gegründet mit 500 000 Bänden und einigen alten Handschriften aus den königlichen Archiven Portugals, mit Karten, Münzen, Bronzen und Medaillen. Wertvolle Bände sind in eisernen Schränken untergebracht, zum Schutze gegen die gefräßigen tropischen Insekten.

Ganz in der Nähe der Bibliothek finden wir das Gouvernementsgebäude, das geschmackvolle, nicht übermäßig große Municipalthheater, vor ihm eine Goethestatue, den Obergerichtshof und die Kunsthochschule, mit Statuen und Gemälden, darunter solchen von Michelangelo, Corregio, Van Dyck, Velazquez, Veronese und anderen erstklassigen Meistern. Man wundert sich, hier Bilder so hervorragender Meister zu finden. Sie kamen nach Rio, als der portugiesische Hof im Jahre 1808 vor Napoleon I. nach Brasilien floh. Weiter finden wir das Palast-Hotel, den Jockey-Klub und eine große Reihe Geschäftshäuser. Wir fahren an der Plaza de Republica vorbei, einem großen Platz mit vielen Denkmälern und kommen dann in der Avenida Mangue an einen durch die ganze Stadt führenden Kanal, an dessen Ufern eine endlose Reihe von Königspalmen prangt. Von hier aus kommt man nach dem schon an der Grenze der Stadt liegenden herrlichen Park Boa Vista, mit ungehindertem Blick über Stadt und Bucht, in dem das Museum Nacional in einem großen Gebäude untergebracht ist.

Den Einheimischen sowohl wie den Fremden, die ja gewöhnlich nicht in die wilden Gegenden des Landes kommen, ist das Museum ein willkommenes Objekt zum Studium; denn in Rio kann man von den Ureinwohnern des Landes und ihren Sitten und Gebräuchen nichts mehr sehen. Ja, es ist sogar verboten, Bilder von Indianern und ihrem Leben zu verkaufen, und man will alle Erinnerungen an die früheren primitiven Zustände des Landes verwischen, da Rio als zivilisierte Großstadt gelten soll. In den im Erdgeschoß befindlichen mineralogischen Abteilungen finden wir sämtliche Steine von Brasilien und Südamerika. Ganz vorzüglich ist die ethnographische Abteilung des Museums. In der Sala Getano finden wir eine Unmenge Geräte, wie sie die wilden Indianer in Brasilien noch gebrauchen, so z. B. die bis zu vier Meter langen Blasrohre, meterlange Pfeile, die als Spitze einen mit Curare vergifteten Knochensplitter tragen. Sehr interessant ist ein Indianer, der sich mit einem aus Bast geflochtenen Korsett den Leib eingeschnürt hat, damit er eine schlanke Taille behält und die Brust kräftiger hervortritt. Masken aus Holz für Indianerfeste, Kopfschmuck, meist aus den Federn bunter Vögel, Schmuckstücke für Indianerinnen aus Muscheln, Zähnen und Korallen gemacht, lange, doppelgabelige Stöcke zum Halten der großen Zigarren, die die Indianer im Innern von Brasilien rauchen, die schon erwähnten, künstlich klein gemachten Köpfe von erlegten Feinden, Flöten aus Menschenknochen, Halschmuck aus Menschenzähnen usw., geben uns einen Einblick in das Leben der wilden brasilianischen Indianer. In der Sala Gabriel Suraz sehen wir mumifizierte Schädel mit noch erhaltenen Haaren, deren Augen künstlich durch Glasstückchen ersetzt sind, plastische Darstellungen von BotoKuden, jenes an den Ostabhängen des brasilianischen Küstengebirges lebenden, sehr wilden Indianerstammes, mit ihren, durch einge-

legte Holzpflocke flachgepreßten Unterlippen und Ohrläppchen. Kanus mit den verschiedenartigsten Rudergeräten aus Holz und mit allerlei Figuren bemalt, Hängematten, Waffen, in ihrem Reichtum an die der Südsee=Insulaner erinnernd, gewebte Lächer und Strohgeflechtarbeiten vervollständigen die Sammlung. Eine andere Abteilung zeigt Arbeiten von bereits zivilisierten Indianern, Spitzen, Hüte, Körbe, gewebte Lächer.

In der mineralogischen Abteilung erregt natürlich das besondere Interesse der brasilianische Diamant, den man in den verschiedensten Formen sieht. Wie bekannt, gibt es in Brasilien sehr große Diamanten, namentlich in der Gegend von Bahia. Die brasilianischen Diamanten, 1727 in der Provinz Diamantina entdeckt, haben eine gelbliche Färbung, oder sie sind etwas grau, welche letztere man als schwarze Diamanten bezeichnet. Sie haben daher nicht den hohen Wert des blauweißen, afrikanischen Diamanten. Man zahlt zur Zeit für ein Karat eines guten brasilianischen Diamanten zirka 1000 Milreis oder 200 Dollar. In der Stadt kann man in den Juwelierläden Brillanten von erstaunlicher Größe sehen, bei näherer Untersuchung erweisen sie sich aber alle als fehlerhaft. Der Brasilianer und noch mehr die Brasilianerin bevorzugen die Brillanten ihres Landes und lieben es, sich möglichst mit großen Steinen zu schmücken, sogar schon am frühen Morgen. Bunte Edelsteine sieht man dagegen fast gar nicht.

Als Mediziner suchte ich natürlich das weltberühmte Institut Oswaldo Cruz auf, das ziemlich weit außerhalb der Stadt auf einer Halbinsel inmitten eines schönen Parkes liegt. Die hier betriebene Bakterien- und Protozoenforschung ist für Brasilien besonders wichtig, da tropische Infektionskrankheiten sehr verbreitet sind.

Im Hotel setzte man uns zum Frühstück allerlei brasilianische Gerichte vor, so Palmblätterspitzen, die wie holzige Spar-

gel schmecken. Ein ausgesprochen brasilianisches Gericht ist die „Farofa“, eine geriebene Mandioca von süßlichem Geschmack, weiter das Nationalgericht „Feijaoda“, schwarze Bohnen mit Reis, das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Bevölkerung oder die „Silvera“, Eier mit Erbsen und anderes mehr. In dem brasilianischen Wein lernte ich einen, dem Rheinwein ähnlichen, goldfarbigen, sehr schweren Wein kennen, doch ist der Anbau in Brasilien zur Zeit noch nicht auf der Höhe. Alle Weine kommen aus dem Bezirk Rio Grande im Süden, wo in der seit Jahrhunderten von Deutschen bewohnten Kolonie Blumenau Wein gebaut wird. Natürlich versuchte ich auch die brasilianischen Zigarren, die auch in Deutschland viel geraucht werden.

Für den Nachmittag hatten wir eine Fahrt nach dem Corcovado in Aussicht genommen, einem ziemlich steilen, direkt hinter der Stadt aufsteigenden Berg, der bis zu seiner Spitze bewachsen und 712 Meter hoch ist. Von der Station Cosme Velho fährt man mit einer vier Kilometer langen Zahnradbahn auf den Berg hinauf. Da die Bahn in Serpentinaen um den Berg geht, hat man bald auf diesen, bald auf jenen Teil der Stadt und der Bucht von Rio einen schönen Ausblick. Je weiter man nach oben kommt, desto großartiger und umfassender wird der Ausblick. Man fährt mitten durch den Urwald, mit seinen tausendfältigen Pflanzenformen. Hatten auf der Fahrt die vielen Hügel, auf denen Rio aufgebaut ist, und der Urwald, in dem alle Samenhandlungen der Welt auf einmal ausgestreut zu sein scheinen, den Blick über Rio etwas verhindert, so hat man, oben auf dem Hügel angelangt, bei gutem Wetter eine Aussicht, wie ich sie in meinem Leben selten genossen habe. Die Aussicht vom Zuckerhut bietet schon einen überwältigenden Anblick, doch gilt dies noch mehr vom Corcovado, der höher und im Zentrum von Rio liegt. Man

sieht jetzt von oben über die ganze Stadt hinweg, mit ihren großen öffentlichen Gebäuden, mit den Wolkenkratzern, mit den belebten Straßen und den weitläufigen Vororten. Man sieht die vielen, gutgepflegten Plätze, die Parkanlagen und Gärten der Stadt, die Alleen mit den stolzen Königspalmen und endlich in fast unübersehbarer Ausdehnung die Bucht von Rio, belebt mit unzähligen Schiffen, vom größten Ozeandampfer bis zum kleinsten Ruderboot. Man sieht die vielen Inseln in der Bucht und gegenüber dem Zentrum der Stadt Nicteroy, mit der einen Seite in der Bucht, mit der andern Seite bereits im Meer gelegen, und rechts davon den mächtigen Zuckerhut und neben ihm den herrlichen Badestrand von Cobacabana.

Es ist fast zu viel des Schönen, was man auf einmal zu sehen bekommt, und ich war froh, daß ich die Einzelheiten der Stadt schon kannte, um von dem Bilde nicht zu sehr überwältigt zu werden. Wenn die Sage von diesem Berg Corcovado mit seiner unbeschreiblich schönen Aussicht erzählt, daß es der hohe Berg sei, von dem aus der Versucher Christus die Herrlichkeit der Welt gezeigt habe, so kann ich, nachdem ich in vier Weltteilen alles Sehenswerte gesehen habe, nur sagen, daß es keinen besseren Platz für die Versuchung gab.

Der Abend fand uns auf der Avenida de Rio Branco, der Hauptgeschäftsstraße der Stadt. Um diese Zeit ist sie von einer fast unübersehbaren Menschenmenge angefüllt; die Herrenwelt bummelt nach des Tages Arbeit, und die Damen machen Einkäufe, man sieht teilweise recht elegante Erscheinungen, aber im allgemeinen ist die Brasilianerin etwas klein und neigt zur Fülle. Mit der schlanken Argentinierin darf man sie daher nicht vergleichen. Auch für Kleidung gibt der Brasilianer nicht soviel aus wie der Argentinier; daher findet man hier nicht die ausgesuchte Eleganz wie in Buenos Aires. Unter

die Weißen mischt sich viel farbiges Volk, vor allem Negerinnen, die aber nur in frühester Jugend hübsch sind, während die älteren mehr wandelnden Margarinefabriken gleichen.

Wenn man Zeit hat, so empfiehlt es sich, nach dem zwei Stunden von Rio entfernten Petropolis zu fahren, einem etwa 800 Meter hoch im Gebirge liegenden Luftkurort, der wegen seiner schönen Lage inmitten herrlicher Waldungen und wegen seines Blumenreichtums besonders beliebt ist und daher auch dem Kaiser Dom Pedro als Sommeraufenthalt diente. Auch das etwas höher liegende Tersepolis wird viel aufgesucht und dient als Ausgangspunkt für die Besteigung des Gebirges, das wegen seiner fünf Spitzen die fünf Finger Gottes genannt wird.

An einem Sonntagnachmittag nahm ich Abschied von Rio und setzte zu Schiff die Reise fort. Der Dampfer, der sonst direkt nach Trinidad fährt, hatte einige Passagiere für Pernambuco, und so hatte ich das Glück, auch noch die bedeutendste Stadt Nordbrasilens zu sehen. Man hat Pernambuco die Stadt der Riffe genannt, da dem Strand viele Klippen vorgelagert sind, die man aber jetzt zu einer Hafensemole vereinigt hat. Mit einem Motorboot fährt man ans Land, da große Dampfer nicht an dem Kai anlegen können. Die Innenstadt erinnert mit ihren kleinen einstöckigen Häusern, den engen Straßen, Kanälen und Grachten, den kleinen schönen Plätzen und Baumalleen, an eine kleine holländische Stadt, was sie eigentlich auch ist, da Pernambuco im 17. Jahrhundert zu Holland gehörte. Die von Moritz von Nassau gebaute Briggborg ist heute der Sitz der Regierung. Man hat wegen der vielen Kanäle, die durch die Stadt führen, Pernambuco auch das brasilianische Venedig genannt, zumal auch eine ganze Reihe herrlichster Kirchen, so die Carmoa, die Penha, vorhanden sind. Pernambuco mit seiner überwiegend schwar-

zen Bevölkerung ist der Sitz der Zucker- und Baumwollindustrie, während Bahia vor allem Tabak, Kakao und Diamanten ausführt.

Leider weilten wir nur kurze Zeit in Pernambuco, dann fuhr unser Dampfer mit vergrößerter Schnelligkeit nach Norden, um den Ankunftstermin in Trinidad, am 25. Mai, einzuhalten.

Je mehr wir uns auf der Weiterfahrt dem Äquator näherten, desto heißer wurde es, namentlich, als wir uns auf der Höhe des Amazonasstromes befanden. Das Delta des Amazonasstromes ist neben dem Roten Meer wohl die heißeste Gegend der Welt.

Unser Dampfer fuhr ohne Aufenthalt weiter, und da wir jetzt Brasilien verlassen, sind vielleicht einige Bemerkungen über die Wirtschaft des ungeheuren Landes am Platze.

Die Bundesrepublik Brasilien mit ihren 20 Staaten, einem Territorium und einem Bundesdistrikt, hat einen Flächeninhalt von achteinhalb Millionen Quadratkilometer. Über vier Millionen davon sind Urwald, und mehr als drei Millionen könnten sofort für Ackerbau und Viehzucht nutzbar gemacht werden. Das Riesensland ist also nicht viel kleiner als Europa und übertrifft an Ausdehnung die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Einwohnerzahl wird auf etwas über 30 Millionen Menschen geschätzt, von denen die große Mehrzahl sich in der östlichen Hälfte angesiedelt hat. Im Westen sind dagegen noch weite Gebiete fast unerschlossen.

Die Gebirgslandschaften Brasiliens bergen unschätzbare Reichtümer an Mineralien, die von einheimischen und ausländischen Gesellschaften erschlossen und ausgebeutet werden. Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Braunstein sind die wirtschaftlich wertvollsten. Daneben stehen die Edelsteine, von denen der Diamant und Smaragd die wichtigsten sind. Als

die Krone aller dieser Bodenschätze hat man neuerdings im Staate Minas Geraes Radium gefunden, jenes wunderbare Metall, dessen merkwürdige Eigenschaften der physikalischen Wissenschaft neue Wege gewiesen haben und dessen Strahlen der Medizin wertvolle Dienste leisten. In den Staaten Rio Grande do Sul und Santa Catarina wird außerdem Kohle in ziemlichlichen Mengen abgebaut, so daß Brasilien fast vom Auslande unabhängig ist. An der Entdeckung dieser Schätze waren, wie überhaupt an der geologischen und geographischen Erforschung des Landes, auch viele Deutsche beteiligt.

In den riesigen Urwäldern des Amazonastieflandes wie in den Wäldern der Gebirge finden sich die verschiedensten Arten kostbarer Edelhölzer, und der Reichtum an tropischen Früchten ist so groß, daß Brasilien allein den Weltbedarf decken könnte, wären Mittel und Wege vorhanden, die Erzeugnisse rasch dem Verbraucher zuzuführen. Ein anderes Erzeugnis der Urwälder am Amazonas und seinen Nebenflüssen ist der Kautschuk. Lange Jahre war Brasilien das einzige Land, das diesen von Tag zu Tag unentbehrlicher werdenden Rohstoff in großen Mengen erzeugte, und ein wahrer Goldregen ergoß sich über das Land. Bis nach Manaos, mitten im Herzen des Kontinents, fuhren die Seeschiffe auf dem Amazonasstrom auf, um die kostbare Ladung zu holen, aber der Hauptausfuhrplatz war doch Pará, an der Mündung des Riesenflusses, und der brasilianische Gummi erhielt von dieser Stadt seinen Namen. Aber so schnell wie sie gekommen, verebbte die Hochkonjunktur. Einem Engländer gelang es nämlich, trotz des Verbots, eine ganze Schiffsladung der verschiedenen Gummipflanzen auszuführen. In Malakka fand die Pflanze ein zusagendes Klima, und heute beherrscht der Plantagengummi Hinterindiens und Indonesiens, da er billiger erzeugt werden kann, den Weltmarkt. In Pará ist es sehr still geworden.

Dem brasilianischen Kaffee ist dagegen bis heute noch kein ernstlicher Konkurrent entstanden, und zwei Drittel der Welt-ernte werden aus den Provinzen São Paulo Paraná und Minas Geraes ausgeführt. Daneben steht eine jährlich wachsende Erzeugung von Zucker, Kakao, Reis, Mais und Baumwolle, so daß fast alle tropischen Nutzpflanzen vertreten sind, und Brasilien wird, wenn es von inneren Unruhen in Zukunft verschont bleibt, bald eins der wichtigsten Rohstoffländer der Erde sein.

Der Viehreichtum ist außerordentlich groß; wurden doch im Jahre 1916 über 70 Millionen Stück gezählt. Die Behörden haben Hand in Hand mit den Besitzern durch planmäßige Züchtung die Rassen verbessert, so daß heute das brasilianische Vieh mit dem besten nordamerikanischen in Wettbewerb treten kann.

Während des Krieges, als die Industrieländer der Erde nicht mehr ausführen konnten, hat Brasilien, das früher den größten Teil der benötigten Fertigwaren einführen mußte, seine schon vorhandenen Anlagen ausgebaut und eine Reihe von neuen erstellt. Eine nicht zu unterschätzende Unterstützung bilden dabei die ungeheuren Wasserkräfte der großen Ströme, und Brasilien wird vielleicht einmal das einzige Land der Erde sein, in dem sich der kühne Traum Lenins — die Elektrifizierung der gesamten Industrie — verwirklichen läßt. Von den etwa 10000 industriellen und gewerblichen Unternehmungen stellt weitaus die Mehrzahl Textilwaren her. Während des Krieges erzeugte Brasilien z. B. Kaschmir für ganz Südamerika, der aber als englische Ware auf den Markt kam, und erst im Jahre 1918 wurde anläßlich einer Ausstellung in Buenos Aires diese Verschleierung aufgedeckt. Aber auch die übrigen Industriezweige haben eine beachtliche Höhe erreicht, und Brasilien wird bald imstande sein, sich mit wenigen Ausnahmen von den Industrieländern der Nordhalbkugel freizumachen.

7. Nach Westindien und Venezuela.

Um zur rechten Zeit in Trinidad anzukommen, hatte der Dampfer seine Geschwindigkeit auf 21 Seemeilen in der Stunde erhöht, und schon um zehn Uhr morgens, am 25. Mai, kam die Südspitze der Insel Trinidad in Sicht, an deren Ostküste wir später entlang fahren. Die Gebirgsketten der Insel treten bis an das Meer heran und sind reich bewaldet. Einige Stunden später sehen wir in der Ferne die Küste der seit 1580 in englischem Besitz befindlichen Insel Tobago, denn um nach der an der Westküste liegenden Hauptstadt von Trinidad zu kommen, müssen wir von der Ostküste um die Nordseite der Insel herumfahren. Bevor wir in den Hafen einlaufen, passieren wir das Drachenmaul, von Kolumbus so benannt, der hier am 31. Juli 1496 durchfuhr. Es sind zwei große kahle Felsen in nächster Nähe der Küste, und je nach dem Wasserstand fährt das Schiff zwischen der Küste und dem ersten Felsen, oder, wie wir, zwischen den beiden Felsen hindurch. Bei klarem Wetter kann man von der Westseite Trinidads Venezuela sehen, dessen Küste nur ungefähr 150 Seemeilen entfernt ist. Wir nähern uns allmählich dem Haupthafen der Insel, Port of Spain, das zur Zeit 65000 Einwohner hat und das sich theils auf einer Berghöhe aufbaut, theils entlang der Küste sich hinzieht. Der große Dampfer mußte auf der Reede Anker werfen, und wir wurden mit einem Dampfboot an Land gebracht. Die Hitze in Port of Spain ist fast unerträglich und machte sich in den nächsten Tagen, die ich auf den Dampfer nach Venezuela warten mußte, noch sehr unangenehm bemerkbar. Trotzdem ab und zu wolkenbruchartige Regenschauer niedergehen, herrscht auch in der Nacht eine

drückende Hitze, die jede Tätigkeit des Körpers lähmt und gegen die man sich nur wehren kann, indem man sich sehr leicht kleidet, fast nichts isst und trinkt, und sich mehrmals am Tage abduſcht.

Die Stadt ist als Hauptstadt einer englischen Kolonie natürlich musterhaft in Ordnung gehalten. Am Rande der Stadt liegt die „Savannah“, eine Rennbahn und ein großer Sportplatz, der rings von hübschen Landhäusern mit zierlichen Gärten umgeben ist. Das „Queens Park Hotel“, der Palast des Erzbischofs und das Schloß eines reichen Amerikaners fallen in diesem Viertel besonders auf. Ganz in der Nähe liegt auch der Botanische Garten, in dessen Mitte das Gouverneursgebäude steht. Die Vegetation, die ich im Garten fand, ist die gleiche wie in ganz Westindien. Fraglos ist der brasilianische Urwald dichter und reicher, aber hier sehen wir mehr blütentragende Sträucher und vor allem einzelnstehende, und daher in ihrer Größe besser hervortretende Bäume. An allen Sträuchern und Bäumen des Gartens ist neben dem wissenschaftlichen auch der volkstümliche Name verzeichnet. Da sehen wir Muskatnußbäume und Kaffeesträucher, Zimt bäume, Gummibäume der verschiedensten Gattung, Palmen aller Arten, den Eisenholzbaum, Ebenholz, Butterfrucht- und Mangobäume, deren Früchte nach Terpentin schmecken, den Kalabasbaum mit orchideenähnlichen Blüten, Bayrumbäume, aus denen das bekannte Kopfwasser gemacht wird, Mandelbäume und viele andere. Besonders interessant ist der Banyanbaum, der allmählich einen immer größeren Umfang annimmt, da seine Zweige zur Erde wachsen und neue sogenannte Luftwurzeln bilden. Nach dem von den Engländern in der Heimat und in allen ihren Kolonien um fünf Uhr abends durchgeführten Geschäftsschluß ist viel Betrieb im Garten.

Am andern Morgen fuhr ich im Kraftwagen nach einer

einzigartigen Sehenswürdigkeit der Insel Trinidad, dem Asphaltsee. In der That gibt es nur noch in Venezuela einen ähnlichen See, aus dem in größeren Mengen Asphalt gewonnen wird, den Lago de Bermude. Auf der natürlich asphaltierten Autostraße fahren wir erst durch das Zentrum der Stadt, in dem wir große Geschäftshäuser, Banken, Warenlager, Schiffahrtsgesellschaften, zahlreiche chinesische Restaurants und chinesische Wäschereien und Geschäfte von Japanern und Hindus antreffen. Dann führt uns unser Wagen durch Vorstädte und kleine Dörfer, die an der Autostraße liegen. Trotzdem sie meist von Negern bevölkert sind, herrscht überall Sauberkeit und Ordnung. Große eiserne Brücken führen über die zahlreichen größeren und kleineren Flüsse. Bald kommen wir durch dichte Bananenwälder, bald durch hochstehendes Zuckerrohr. An andern Stellen werden Palmenwälder abgeholzt und abgebrannt, und an ihrer Stelle Pflanzungen angelegt. Die Zuckergewinnung steht in Trinidad sehr in Blüte, und so sehen wir auch auf unserer Fahrt zwei große Zuckerfabriken. Auf üppigen Wiesen weidet ein guter Viehbestand. Als wir eine Panne hatten, kamen einige HinduKinder mit Goldblättchen in Lippen, Nase und Ohren, mit Hand- und Fußspangen geschmückt, vorbei, die sich durch ihren schönen schlanken Körperbau und ihre intelligenten Gesichtszüge vorteilhaft von den andern Rassen abhoben. Durch Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit im Handwerk kommen die Hindus hier rasch zu Reichtum. Auf der Weiterfahrt durchfuhren wir die frühere Hauptstadt des Landes, San José. —

Trinidad hat 4822 Quadratkilometer und 360000 Einwohner. Der Gouverneur ist mit der Vollmacht eines englischen Vizekönigs ausgestattet und gebietet über Leben und Tod der fast nur aus Negern bestehenden Bevölkerung. Im Innern der Insel sind viele sumpfige Niederungen und auch einige

Schlammvulkane. Affen, Tigerkätzchen, Riesenschildkröten, zahlreiche Schlangen, darunter die Boa Constrictor, Ameisenbären, Hirsche, Gürteltiere, Wildschweine, Alligatoren, sind die Hauptvertreter der Tierwelt. Kakao, Zucker, Petroleum, Asphalt und Kokosnüsse sind die Hauptausfuhrerzeugnisse, und Port of Spain ist der Haupthandelsplatz nicht nur für die Produkte der Insel, sondern auch für das Orinoco delta von Venezuela.

Später passierten wir die zweitgrößte Stadt der Insel San Fernando, die malerisch am Meeresstrand auf hügeligem Gelände aufgebaut ist. Die zahlreichen Wegweiser ermöglichen es auch einem Fremden, sich überall zurechtzufinden. Etwa 40 Kilometer landeinwärts liegen einige Ölfelder, und wir kamen auf unserer Fahrt verschiedentlich an großen Petroleumtanks vorbei. Diese Tanks stehen durch Rohrleitungen mit einer im Meere liegenden Station in Verbindung, von der aus das Petroleum direkt in die Transportdampfer gepumpt wird. Auch heiße Quellen finden sich an den verschiedensten Stellen der Insel.

Die Nähe des Sees macht sich schon aus ziemlicher Entfernung durch den intensiven Asphaltgeruch bemerkbar, und an verschiedenen Stellen rings um den See, teilweise sogar in größerer Entfernung davon, quillt die zähflüssige Masse aus der Erde hervor. Der Asphaltsee selbst liegt in einer weiten Ebene, deren Hintergrund von Palmenwäldern eingefaßt ist. Er hat einen Durchmesser von zwei Kilometer und ist von einer 30 Zentimeter dicken, bereits erstarrten Asphalt-schicht bedeckt, auf der man wie auf einer Großstadtstraße spazieren gehen kann. An einzelnen Stellen ist sie von Wasserrinnen durchschnitten, so daß man die Dicke der eingetrockneten Kruste genau feststellen kann. Darunter liegen fast unerschöpfliche Mengen flüssigen Asphalts, und trotz des dauernden Abbaues



Hafen von La Guaira, Venezuela.



Negerhütten in Curaçao.



Dampfer auf dem Magdalenaenstrom. Baranquilla, Kolumbien.



Ansicht von Cartagena, Kolumbien.

der trockenen Massen quillt immer neues Erdpech nach. Im Wasser des Sees finden sich lebende Fische und als Merkwürdigkeit werden Asphaltstücke verkauft, in denen Seemuscheln eingelagert sind. Die Ausbeute des Asphalts geht folgendermaßen vor sich: Hunderte von Arbeitern hacken die getrocknete Kruste auf. Die Blöcke werden dann auf kleine Rollwagen geladen und nach der in der Nähe gelegenen Asphaltfabrik gefahren. In der Fabrik stehen sechs elektrisch betriebene Hochöfen, in denen die Asphaltblöcke zwölf Stunden lang gekocht werden. Die schwarze, zähe Masse wird dann durch ein Röhrensystem vom Hochofen aus direkt in kreisförmig aufgestellte Fässer, die an Ort und Stelle in einer eigenen Faßfabrik hergestellt werden, eingefüllt. Durch Aufspritzen von kaltem Wasser wird der heißflüssige Asphalt gekühlt und zum Erstarren gebracht. Die Fässer werden dann geschlossen und sind zum Transport nach dem dicht an der Fabrik gelegenen Hafenplatz fertig.

Von der langen Fahrt durch die glutheiße Landschaft ziemlich erschöpft zurückgekehrt, fanden wir wenigstens eine Erholung in der ausgezeichneten Küche des Hotel Paris.

Um zwei Uhr mittags trat der 8000 Tonnen große holländische Dampfer „Van Raenseler“ seine Fahrt von Trinidad nach Venezuela an. Die erste Klasse des Schiffes ist sehr bequem und gebiegen eingerichtet. Natürlich ist alles peinlich sauber und die Bedienung der holländischen Stewards ausgezeichnet. Mit nur elf Knoten Geschwindigkeit fuhren wir an der Nordküste von Venezuela entlang. An Steuerbord tauchte die zu Venezuela gehörende Insel Margarita auf, berühmt durch die schönen, großen, etwas rosa aussehenden Perlen, die hier gefischt werden. Wir nahmen den Kurs nach La Guaira, dem größten Hafen Venezuelas, und dem Hafen für die Hauptstadt Caracas.

Am frühen Morgen bietet der Hafen von La Guaira ein schönes Bild. Von der Reede aus sieht man im Westen das weit ins Meer vorspringende Felsengebirge, Cap Blanco. Von ihm aus ziehen sich die Gebirge nach Süden und bilden die weite Bucht von La Guaira. Man wundert sich zunächst über die weite Ausdehnung der Stadt, die sich viele Kilometer weit über die schroffen, ins Meer abfallenden ziemlich kahlen, aus roten Erdmassen bestehenden Gebirge auszudehnen scheint. Allein La Guaira ist nur der Mittelpunkt des ganzen Häuserkomplexes, denn zwischen Cap Blanco und dem Hafen liegen die kleine Seestadt Maiquetia und an der andern Seite der elegante, vielbesuchte Badeort Macuto. La Guaira selbst hat nur 21000 Einwohner, und seine kleinen, rosa angemalten Häuser auf den Abhängen der Berge wirken wie Theaterkulissen. Auf einem Hügel vor der Stadt liegt ein altes Fort, welches heute als Signalstation für die Schifffahrt dient. Weiter bemerkt man eine moderne Kirche und mehrere große Handelshäuser. So schön das Stadtbild vom Schiff aus sich darbietet, so wenig erfreulich ist der Anblick der Stadt zu Land. Dazu kommt die drückende Hitze, die den Aufenthalt fast unerträglich macht.

Am frühen Morgen fahren zwei Züge mit der von einer englischen Gesellschaft betriebenen Bahn in etwa zwei Stunden nach Caracas, seit 1575 Regierungssitz von Venezuela. Die Bahnstrecke ist sehr reizvoll, da sie infolge ihrer vielen Serpentinien einen immer wechselnden Ausblick auf das Meer und das Gebirge bietet. Sie wird heute allerdings weniger benutzt, da man auf einer seit einem Jahr fertiggestellten Automobilstraße viel bequemer und schneller nach Caracas fahren kann. In unzähligen Windungen schlängelt sie sich über die hügeligen Gebirgszüge, und bei jeder Biegung gibt es etwas anderes zu sehen. Allmählich höher steigend, haben wir einen

prachtvollen Blick auf die Stadt, die Palmenwälder von Maiquetia, auf das weit ins Meer vorspringende Cap Blanco und auf das Meer. Nach Überwindung der Passhöhe erreicht man in kurzer Zeit das etwas tiefer liegende Caracas. Durch enge Straßen, in denen oft nur ein Wagen fahren kann, kommen wir zum Mittelpunkt der Stadt, der Plaza Bolívar, mit einer Reihe interessanter Gebäude und einem Reiterstandbild des Generals Simon Bolívar, der in Caracas geboren wurde. Es herrscht ein ziemlich starker Verkehr, und Autos, Kutschen, elektrische Bahnen, Eselwagen wechseln miteinander ab. Caracas mit seinen 126 000 Einwohnern, seinen alten, einstöckigen Häusern mit ihren vorgebauten Balkonen und ihren mit Säulen und Blumen geschmückten Höfen, trägt den Charakter einer spanischen Provinzstadt und ist recht sehenswert. Der nördliche Teil der Stadt ist nicht ganz 900 Meter hoch, während der südliche rund 100 Meter tiefer liegt. Da die Stadt auf Hügeln erbaut und von Gebirgen umgeben ist, erinnert sie mit ihren auf- und absteigenden Straßen etwas an La Paz. In Caracas selbst sammeln sich der ganze Handel und das Gewerbe von Nordvenezuela. Man findet Papier-, Zement-, Textil-, Seiden- und Kerzenfabriken, Bierbrauereien, große Kaffee-Exporthäuser, denn der Venezuela-Kaffee ist seiner Güte wegen berühmt und wird im ganzen Lande angebaut. Das Klima auf der Gebirgshöhe ist natürlich das denkbar beste, nicht zu heiß und nicht zu kalt. Wegen des angenehmen Aufenthalts wird es seit einigen Jahren von Touristen viel besucht, zumal man in der Stadt einem liebenswürdigen, hübschen Menschenschlag begegnet.

Eins der schönsten öffentlichen Gebäude ist das Kapitol, dicht neben der Plaza Bolívar. Das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Bauwerk mit Prunkräumen, die an das Schloß in Versailles erinnern, enthält Kolossalgemälde aus der

Geschichte des Landes. Gleich am Eingang sieht man in einer runden, mit einer Kuppel überdachten Vorhalle ein Bild des venezolanischen Malers Lito Salas, „General Bolivar die kolumbische Grenze überschreitend“. Rings an der Wand sieht man die Bilder von berühmten Generälen und Staatsmännern Venezuelas. In der Mitte des durch seine elliptische Form eigentümlich wirkenden Saales ist ein großer Marmorsockel mit einer Bronzestatue von Simon Bolivar. Im Innern des Sockels ist die Freiheitsurkunde von Venezuela aufbewahrt, die der Präsident am 5. Juli jeden Jahrs vor versammeltem Volk vorliest. Hinter dem Kapitol liegt ein schöner Säulenhof mit Garten. Auf der hinteren Seite des Kapitols erhebt sich, nur durch den Hof und Park getrennt, der Palacio Legislativo. Da die beiden Bauwerke an den Seitenfronten durch Zwischengebäude verbunden sind, wirken sie wie ein großer monumentaler Bau, der an vier Straßen seine Fronten hat. Wenn man aus dem Palacio Legislativo heraustritt, sieht man ihm gegenüber, vor dem Standbild Simon Bolivars, die niedrige, aber langgestreckte schöne Universität. Neben den verschiedenen Fakultäten ist in der Universität auch die Nationalbibliothek und das Museum der schönen Künste untergebracht. Gleich daneben finden wir die alte Iglesia San Francisco und auch den Palacio Municipal mit einem großen Sitzungssaal.

Auf einem andern Platze der Stadt steht das Pantheon, die Gedenkhalle für Venezuelas große Söhne. Einer Kirche ähnelnd, mit zwei kleinen Thürmen und der Fassade eines griechischen Tempels, ist es in der Ausführung einfach und trägt die Inschrift: „La Patria a sus grandes Servidores.“ Im Innern stehen, dem Eingang gegenüber, also an der Stelle, wo in einer Kirche der Hauptaltar steht, das Denkmal von Simon Bolivar, der hier begraben liegt, die Sarkophage von General Sucre, Miranda und vielen andern. Kriegstrophäen,

wie Wappen, Fahnen usw. geben dem Ganzen einen stimmungs- vollen Eindruck. Auch ein Baron von Lühow, der unter dem Namen Luzon die Freiheitskriege von Venezuela mitgemacht hat, ist hier begraben.

Caracas hat noch eine andere große Sehenswürdigkeit, das Geburtshaus von Simon Bolivar (1783—1830), des Befreiers von Venezuela, Ecuador, Kolumbien und des Begründers von Bolivien. Das einstöckige Haus aus großen Quadern gebaut, mit sechs Fenstern nach der Straße, liegt an der Calle San Jacinto, dicht am Marktplatz. Über dem Eingang ist das Wappen der Familie in Stein gehauen. Eine schwere, mit Verzierungen aus Eisen und Kupfer geschmückte Tür führt in den von Säulen eingefassten Hof, um den sich die Zimmer gruppieren. In der Mitte des Hofes steht ein altes Taufbecken aus der Kathedrale in Caracas, in der der Befreier getauft wurde. Simon Bolivar stammt aus einer spanischen Adelsfamilie, deren Vorfahren bereits 1589 rühmend erwähnt werden und die seit Jahrhunderten in diesem Haus wohnten.

Wie die Geschichtschreiber berichten, waren die Häuser der Reichen zur Zeit Simon Bolivars mit vielem Luxus ausgestattet, und jedes Haus trug an seinem Eingang das Wappen der Familie. Prachtvolle Spiegel aus venezianischem Glas, Vorhänge aus Damast an den Fenstern und Türen, Sessel und Sofas mit vergoldeten Lederüberzügen, Möbel überreich vergoldet, große Betten aus Edelhölzern, so vor allem aus Ebenholz, mit Baldachin und Vorhängen umgeben, waren die damaligen Einrichtungsgegenstände. Besonders das Brautbett war das Dekorationsstück jedes vornehmen Hauses. In der That hat man sofort beim Anblick der Front des Hauses, beim Eintritt in den schönen geräumigen Hof und bei der Durchwanderung der zehn Meter hohen, geräumigen Säle mit

ihren Decken und Lüren aus Edelhölzern den Eindruck, daß man sich in einem alten Patrizierhaus befindet.

Die geschichtlichen Daten über Bolívar, der, von den Engländern gestützt, zuerst 1813 Venezuela, dann Kolumbien, Peru und Ekuador vom jahrhundertelangen spanischen Joch befreite und Bolivien als neuen Staat gründete, sind ja bekannt. Nur ein Mann von so großer Energie, so hinreißender Redekraft, so großer militärischer und staatsmännischer Begabung, mit europäischen Verhältnissen gut vertraut, konnte eine solche Titanenarbeit vollbringen. Später von seinem Volke mißverstanden und verlassen, starb er, der Befreier von Südamerika, nachdem er wegen Parteistreitigkeiten seine Präsidentschaft niedergelegt hatte, arm und vergessen im Jahre 1830 mit 47 Jahren an einem Lungenleiden in Santa Marta bei Cartagena und teilte damit das Schicksal des Befreiers von Chile, D'Higgins.

In Caracas findet man auch ein Denkmal des weltberühmten Naturforschers Alexander von Humboldt, von der deutschen Kolonie gestiftet. Humboldt, den man mit gutem Recht den Erforscher und Erschließer des äquatorialen Südamerika nennen kann, weilte besonders lange Zeit in Venezuela, und das Haus, in dem er während seines Aufenthalts in Caracas wohnte, ist jetzt mit einer Gedenktafel geschmückt.

Caracas macht mit seinen gut gepflasterten, sauberen Straßen und mit seinen einstöckigen, altertümlichen Häusern einen sehr vorteilhaften Eindruck, und das Bild der Hauptstadt zeigt, daß das ganze Land in Blüte steht. Das an sich rein tropische Klima wird durch das Gebirge gemäßiget, und der Aufenthalt in den hochgelegenen Teilen des Landes ist daher sehr angenehm. In den Urwäldern, namentlich zu beiden Seiten des Orinoco, hausen noch wilde Indianer, ebenso in der

Gegend von Maracaibo auf der halb Kolumbien, halb Venezuela gehörigen Halbinsel Guajira. Sie weichen jedem Versuch der Zivilisierung aus und bestreiten ihren Lebensunterhalt durch Fischfang und Jagd. Die Wohnungen der Indianer am Orinoco sind der häufigen Überschwemmungen wegen richtige Pfahlbauten aus Bambus und Palmwedeln.

Im Gegensatz zu diesen Indianern der Flußniederungen, deren Körper eine richtige Kupferfarbe aufweist, finden wir in den Bergen etwas hellere und deshalb Cariben — Weißgesichter — genannte Stämme. Als die wildesten aller dieser Indianer gelten die als Nomaden im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Kolumbien lebenden Guatibos. Sie bauen während ihrer ewigen Wanderungen niemals Zelte oder Hütten, sondern eine für die Nacht an einen Baum geknüpfte Hängematte muß ihnen Haus und Hof ersetzen. Sie sind, nebenbei bemerkt, mit den Araukanern in Südchile die einzigen berittenen Indianer Südamerikas. Ihre Hauptwaffe ist ein Bogen aus den Zweigen des harten und zähen Eisenholzbaumes. Für die Spitzen ihrer Pfeile verwenden sie die Zähne einiger bezahnter Fischarten, die in den Gewässern des Orinocoströmgebiets heimisch sind. Die fertigen Pfeile werden in die Kadaver verendeter Tiere gesteckt und so durch die Verwesungstoffe vergiftet. Erfahrungsgemäß wirken diese animalischen Gifte viel schneller und sicherer als die von anderen Indianern benutzten Pflanzengifte, wie etwa das berühmte Curare. Auch ihre bis zwei Meter langen Blasrohre, ursprünglich nur zur Vogeljagd bestimmt, sind mit so vergifteten Pfeilen furchtbare Waffen.

Eine Übergangsstufe zwischen den wilden und den zivilisierten Indianern bilden die ziemlich hellhäutigen Guajiros, ein sehr intelligenter Stamm, der neben Jagd und Fischfang auch ein wenig Ackerbau und Viehzucht betreibt. So pflanzen sie Mais,

Kartoffeln und Bananen, bauen Hütten und zimmern brauchbare Boote, im Gegensatz zu dem sonst bei den Indianern gebräuchlichen Einbaum.

Ein anderer venezolanischer Indianerstamm — die Tequos —, die Kolumbus auf seiner dritten Reise in der Gegend des heutigen Caracas antraf, ist heute dagegen vollständig ausgerottet. Unter ihrem Häuptling Guajcaipuro haben sie den spanischen Eroberern, die für ihre neuangelegten Plantagen Arbeiter brauchten und richtige Jagden auf die Indianer veranstalteten, viele Jahrzehnte lang heftigen Widerstand geleistet. Die Mehrzahl ist in diesem ungleichen Kampf untergegangen, und die geringen Reste werden sich wohl in den übrigen Stämmen verloren haben.

In Caracas lernte ich noch einige recht schmackhafte Nationalgerichte kennen. „Hallacas“ ist ein Kuchen aus Hühnerfleisch und wird in Bananenblätter eingewickelt, gekocht und in einer Teigmasse serviert. „Sancoche“ oder „Mazamorre“, halb Brei, halb Suppe, besteht aus Fleisch, Karotten, Mais, Kartoffeln und Bananen, welche letztere fast bei keinem venezolanischen Gericht fehlen. Das handgroße, runde, gelbe Maisbrot „Arepas“ und das aus entgifteten Yucarwurzeln gemachte, von Insekten gemiedene haltbare, dünne „Casavebrot“, 60 Zentimeter im Umfang, findet sich ebenfalls nur in Venezuela. Guarapo ist ein sehr süßes Getränk, das aus gekochtem Zuckerrohr besteht und eiskalt serviert wird. Die Abstammung der Venezolaner läßt sich hauptsächlich auf Südspanier zurückführen, die aus Granada, Malaga und Sevilla eingewandert sind und ihren Nachkommen ihre Tugenden wie gute Manieren, Höflichkeit, Wissensdrang und Bildung vererbt haben. Daneben finden sich auch viele ansässige Ausländer, vor allem Deutsche. Daher findet man auch eine große Anzahl von Venezolanern, die Deutsch sprechen und mit deutschen Familien

verwandtschaftliche Beziehungen haben. Auch viele Ärzte aus Venezuela machen ihre Studien in Deutschland.

In der Umgebung von Caracas und an der Küste wird wie fast überall im Lande, viel Kaffee angepflanzt. Da der Kaffeestrauch aus einem tropischen Berglande stammt, fühlt er sich in den Gebirgen Venezuelas sehr heimisch, und der venezolanische Kaffee steht den besten Erzeugnissen Mexikos und Guatemalas an Güte nicht nach. Neben dem Kaffee werden Kakao, Zucker und Tabak gebaut, während man sich zur Anlegung von Reisplantagen, die hier sicher einen guten Boden finden würden, auch heute noch nicht entschließen konnte. Dagegen wird in neuer Zeit das Fleisch der zahlreichen Kinder, ähnlich wie in Argentinien und Uruguay, in Gefrierhäusern für die Ausfuhr zugerichtet. Im Bezirk von Merida hat man mit der Seidenkultur begonnen und schon recht gute Ergebnisse zu verzeichnen, da der Maulbeerbaum in Höhen von 500 bis 1200 Meter vorzüglich gedeiht und das Klima von Venezuela der Seidenraupe auch sehr zuträglich ist. Von Mineralien sind neben Gold, Kupfer und Kohlen, die allerdings nur in geringen Mengen ausgebeutet werden, Asphalt und vor allem Petroleum zu nennen. Der Asphalt wird von einer amerikanischen Gesellschaft in Guanoco, aus dem Bermudez-Asphaltsee in ganz derselben Weise wie in Trinidad abgebaut.

Von viel größerer Bedeutung ist aber die Gewinnung des Petroleums in der Bucht von Maracaibo. Die Stadt Maracaibo liegt am Eingang der Maracaibolagune, die vom Meer her nur mit kleinen, flachgehenden Schiffen befahrbar ist, da eine Sandbarre die Einfahrt versperrt. Der früher unbedeutende Ort hat jetzt über 100 000 Einwohner, und die einzelnen Petroleumgesellschaften, vor allem die Royal Dutch Shell, sowie amerikanische und englische Gesellschaften, haben hier hygienisch einwandfreie Musterkolonien für ihre Angestellten

geschaffen, so daß man in der heißen, ungesunden Stadt ohne Gefahr leben kann. Auch die Anlagen zur Gewinnung des Petroleums sind durchaus mustergültig. Die Royal Dutch läßt das Öl in kleinen Dampfern nach Curaçao schaffen, wo es in der dortigen Raffinerie verarbeitet wird. Schon heute steht Venezuela unter den Petroleumländern der Erde an fünfter Stelle, und es ist zu erwarten, daß sich die Ölgewinnung in den nächsten Jahren noch gewaltig steigert, zumal die venezolanische Regierung den fremden Gesellschaften die Ausbeutung nicht durch rigorose Gesetze erschwert. Auch im Gebiet des Orinoco sind Ölfelder vorhanden. Die Ausbeute ist bisher aber noch von geringerer Bedeutung.

Venezuela sieht also einem großen Aufschwung entgegen, um so mehr als auch die Verbindungswege im Lande sehr verbessert wurden. Denn abgesehen von der Automobilstraße von La Guaira nach Caracas, hat der jetzige Präsident nicht weniger wie 5000 Kilometer Autostraßen, trotzdem jeder Kilometer wegen der vielen Schluchten und Flüsse auf fast 20000 Goldmark zu stehen kommt, erbauen lassen. Die 600 Kilometer lange Strecke Caracas—Merida, kann z. B. im Auto in etwa 30 Stunden zurückgelegt werden. Weiter führt eine Autostraße von Caracas nach Maracay, der Sommerresidenz des Präsidenten — seine Stadtresidenz in Caracas ist Miraflores — und von da nach Valencia. Im allgemeinen wird aber die von Deutschen erbaute Eisenbahnlinie von Caracas nach Valencia der Autostraße vorgezogen, eine kühn angelegte, musterhaft gehaltene Gebirgsbahn mit herrlichen Aussichten. Die 184 Kilometer lange Strecke steigt von 400 Meter bis 1200 Meter hoch. Unweit von Caracas berührt sie den schon aus der Konquistadorenzeit wegen der hier hausenden Indianer bekannten Ort „Los Taquos“, heute ein beliebter Luftkurort mit Palmenwäldern, und geht dann durch das Gebirge, wobei 86 Tunnel,

217 Brücken und Viadukte passiert werden. Die Fahrt geht durch die landschaftlich schönsten Gebiete von Venezuela, an dem großen See von Valencia vorbei, weiter bis zum Hafen Puerto Cabello. An der Bahnstrecke sieht man viele Wälder mit zahlreichen Mahagonibäumen, deren Holz hier für Eisenbahnschwellen verwendet wird. Der Mahagonibaum wurde vor etwa 100 Jahren zum ersten Male hier angepflanzt und wächst sehr rasch, und sein Holz gilt als eine der besten Mahagonisorten der Welt, die dem berühmten Mahagoni von Santo Domingo gleichzustellen ist.

Gegen Abend fuhr ich im Auto wieder nach La Guaira, und noch am selben Tage ging der holländische Dampfer, auf dem ich einen Platz belegt hatte, in See. Man merkt sofort, daß man auf dieser Linie weit von der Hauptverkehrsstraße des Meeres entfernt ist. So gibt es an der ganzen Nordküste von Südamerika keinen Funkdienst, während an der Ost- und Westküste täglicher Radiobericht auf den Dampfern veröffentlicht wurde.

Am 1. Juni, früh 7 Uhr, legten wir an der Mole von Puerto Cabello an, einer kleinen unscheinbaren venezolanischen Hafenstadt mit 20000 Einwohnern. Kaffee, Kakao, Kupfer und Hölzer bilden die Hauptausfuhrgegenstände. Auch einige Fabriken befinden sich in Puerto Cabello, von denen eine deutsche Seifenfabrik gerade abgebrannt war. In der Stadt gibt es fast nur einstöckige Häuser, die Fenster sind mit vorstehenden Holzgittern versehen, und nur ab und zu sieht man zweigeschossige Häuser mit kleinen, in die Straße vorspringenden Balkonen, die bisweilen so weit vorgebaut sind, daß eine richtige Brücke von der einen Seite zur andern entsteht. Auf dem Hauptplatz findet sich ein Denkmal von Simon Bolivar mit der Inschrift: „Puerto Cabello al Libertador“. Im Hintergrund der Stadt erhebt sich das Gebirge, auf dessen

Höhe ein großes, zerfallenes altes spanisches Fort liegt. Außerhalb des Hafens stehen inmitten von Palmen- und Bananenwäldern die ärmlichen Lehmhütten der Eingeborenen. In den Läden findet man Schildkröten, Felle von kleinen Tigerkätzchen, Schlangenhäute, Alligatoren, Ochsenhäute und anderer hier heimischer Tiere zum Verkauf ausgestellt, außerdem viele Gebrauchs- und Luxusgegenstände aller Art aus Horn, welche die Eingeborenen sehr geschickt herzustellen verstehen.

Wir hielten nicht lange in Puerto Cabello, sondern setzten gegen Mittag unsere Fahrt nach Curaçao fort. Da wir die Fahrtrichtung ändern mußten und gegen den Wind direkt nach Norden fuhren, schlingerte das Schiff ziemlich stark, und es gab verschiedene Seekranke. Bereits gegen Abend sahen wir die langgestreckte Küste der in holländischem Besitz befindlichen Insel, von der sich die Lichter der Hauptstadt Willemstaad wirksam abhoben. Curaçao trägt seinen Namen „Heilung“ nicht mit Unrecht, denn sein Klima ist, da nicht zu trocken und nicht zu feucht, auch für den Europäer zuträglich, und wird daher viel von den umliegenden Ländern als Luftkurort aufgesucht. Zum Gouvernement Curaçao gehören außer der Hauptinsel noch die kleineren Inseln Bonaire, Aruba, Saint-Martin, Saint-Eustache und Saba, mit zusammen 1130 Quadratkilometer und 55000 Einwohner. 550 Quadratkilometer und rund 33000 Einwohner entfallen davon auf die Hauptinsel selbst. Europäer sind nur 500 im Lande, und vor Jahrhunderten hat eine jüdische Einwanderung von Holland aus stattgefunden. Die jüdische Bevölkerung hat sich mit der spanischen vielfach vermischt, und die Abkömmlinge der beiden Rassen werden als „Spaniolen“ bezeichnet. Die Hauptmasse der Bewohner besteht aus Negern und die große Mehrzahl der Bevölkerung, etwa 48000, ist römisch-katholisch, der Rest ist zum größten Teil protestantisch. Curaçao selbst ist eine kahle und felsige Insel mit

steilen Ufern und mit 500 Meter hohen Bergen im Innern. Trotz des ungünstigen Bodens ist die Insel durch den Fleiß ihrer Bewohner zu einem fruchtbaren Stück Erde gemacht worden. Die Hauptstadt selbst ist durch einen, die Insel durchschneidenden Kanal in zwei Teile getrennt, aber die beiden Hälften sind durch eine Pontonbrücke wieder miteinander verbunden, die sich öffnet, wenn Dampfer den Kanal aufwärts zu den Anlegestellen fahren wollen. Das Hinüber- und Herüberströmen der Menge und der Autos über die Brücke, das wiederholte Öffnen und Schließen derselben, läßt in den Straßen der zwei Geschäftstadtteile Punta und Otra Banda, ein sehr reges, interessantes Leben entstehen, während in den zwei anderen Stadtbezirken, die landeinwärts liegen, den Villenvierteln Charlo und Pietermaai, eine vornehme Ruhe herrscht. Der Hafen ist stets voll von kleinen und großen Dampfern für Fracht und Passagiere, da die meisten Dampfer Curaçao anlaufen, teils um Kohlen und Öl aufzunehmen, teils um Petroleum und Kaffee von den verschiedenen venezolanischen Häfen in die großen Ozeanschiffe umzuladen.

Wegen eines beständigen kühlen Seewindes ist trotz der Hitze der Aufenthalt erträglich, und namentlich abends fehlt es nie an Abkühlung. Die Stadt ist malerisch an der Küste, an den beiden Seiten des Kanals und an sanft aufsteigenden Hügeln aufgebaut, und die Häuser mit ihren sauberen bunten Anstrichen — sie dürfen nur bunt gestrichen werden, da der weiße Anstrich wegen der grellen Sonne zu sehr blenden würde — mit ihren Säulengängen, ihren Veranden, geben der Stadt einen typisch holländischen Charakter, zumal vom Hauptkanal zahlreiche Seitenkanäle abgehen, auf denen eine Unmenge kleiner Segel- und Motorboote den Ortsverkehr vermitteln. Eins der Hauptgebäude ist das Gouverneurhaus, das am Meer liegt und von einem kleinen Park umgeben ist. Phosphate,

Harze, Seesalz, das hier in besonderen Anlagen durch Austrocknen des Seewassers gewonnen wird, und Petroleum, das hier verarbeitet wird, sind die Hauptexportartikel, während der Curacao-Likör zwar nicht hier hergestellt, aber doch aus dem Saft der hier geernteten und nach Holland zur Verarbeitung gebrachten Pomeranzen destilliert wird.

Wenn man nur irgendwie Zeit hat, soll man es nicht versäumen, die eine Stunde außerhalb der Stadt liegende Straußenfarm Albertina aufzusuchen. Durch eine öde, sehr trockene Gegend, in der fast nur der Kandelaberkaktus vegetiert, und auf ziemlich schlechter Straße kommt man zur Farm, die einer holländischen Gesellschaft gehört, aber von einem früher in Deutsch-Afrika lebenden, also mit der Straußenzucht wohlvertrauten Deutschen geleitet wird. Herr G. B. empfing mich mit großer Freundlichkeit und weihte mich in die Geheimnisse seiner Farm ein. Der Ort wurde in erster Linie wegen der Trockenheit des Landes gewählt, die zur Züchtung von Straußen unerlässlich ist. Die Tiere sind in hohen Pferchen untergebracht, so daß sie nur mit ausgestrecktem Hals über die Zäune sehen können. Denn sobald die außerordentlich scheuen Tiere etwas ihnen Fremdes bemerken, fangen sie an zu laufen und versuchen über die Einfriedigung zu springen, dabei verrenken oder brechen sie sich dann leicht die Beine, so daß sie getötet werden müssen. So oft man an einer Stelle in die Einfriedigung hineinsah, wurden die Tiere sofort unruhig, und man darf sich ihnen auf keinen Fall nähern, da sie mit ihrer großen, mittleren Fußklaue treten und ihre Beinmuskeln solche Kraft haben, daß sie durch einen Fußtritt gelegentlich Menschen den Bauch aufgeschlitzt haben. Für die Zucht werden die besten nordafrikanischen Strauße ausgewählt, da die in Südamerika heimische Gattung — der viel kleinere Mandu — nur kleine, meist graubraune Federn

liefert. Mit dem sechsten Jahre haben die Schwanz- und Flügel Federn des männlichen Straußes die genügende Länge — etwa 30 bis 40 Zentimeter — erreicht und werden von jetzt ab jährlich abgenommen. Die graubraunen Federn der Weibchen bleiben dagegen ungerupft, da sie im Gegensatz zu den weißen und schwarzen der Männchen fast wertlos sind. Mit dem achten Jahr läßt man die Tiere sich paaren, wobei eine strenge Auslese vorgenommen wird. Infolgedessen besitzt die Farm die schönsten und federreichsten Strauße der Welt, da zum Beispiel auf den amerikanischen Farmen die Tiere wild herumlaufen und sich wahllos paaren. Die Brutzeit dauert 42 bis 44 Tage. Im Durchschnitt legt das Weibchen dann fünf bis zwölf Eier, von denen jedoch nur die Hälfte guten Nachwuchs liefert. Der Wert eines Straußes beträgt etwa 1000 Dollar, doch werden für gute Zuchttiere bis 2500 Dollar bezahlt. Kurz nach der Geburt ist der Strauß etwa 50 Dollar wert. Ein großer Teil der Federn wird gleich an Ort und Stelle zu allerlei Gebrauchsgegenständen verarbeitet. So erstand ich einen aus neun großen, langen, weißen Federn bestehenden, in Perlmutter gefaßten Fächer für 20 Dollar. Natürlich wird namentlich in den Vereinigten Staaten, wo die Einführung von Vogelfedern verboten ist, der fünf- bis sechsfache Preis für die Federn bezahlt, und daher kommen auch von den Touristenschiffen, die von Newyork aus nach Westindien reisen, oft über 100 Besucher täglich zur Farm, um sich Straußenfedern zu kaufen.

Am Nachmittag sah ich mir die weltberühmte Petroleumraffinerie der Curaçao-Petroleum-Maatschappij, einer Zweiggesellschaft des Royal Dutch Shell Konzerns an, die auf einer Insel liegt. Mit einem Motorboot der Gesellschaft wird man übergesetzt, nachdem man sich im Bureau der Gesellschaft einen Erlaubnisschein besorgt hat. Von der Anlegestelle der

Dampfer, dem früher bereits erwähnten großen Kanal mit seiner Pontonbrücke, fährt man nun diesen Kanal aufwärts. Zu beiden Seiten liegen die großen Dzeandampfer, und auf der Fahrt begegnet man zahllosen kleinen Booten, die von Negern mit einem an der Stelle des Steuers angebrachten Ruder ziemlich schnell durch den Kanal gewirkt werden. Die Sprache dieser schwarzen Burschen ist unverständlich, da sie eine besondere Sprache, „Papiaminto“ sprechen, ein Gemisch von verschiedenen Eingeborenen Sprachen und einem verstümmelten, d. h. ohne Konjugation gesprochenen Spanisch. Sonst wird in der Stadt Holländisch, Spanisch und Englisch gesprochen und in den Stadtvierteln, in denen die reichen Juden ihre hübschen, reichausgestatteten Häuser haben, auch Jiddisch.

Einer der Direktoren hatte die Liebenswürdigkeit, mir die Petroleumstadt in seinem Kraftwagen zu zeigen, denn zu Fuß würde man zu einer Besichtigung einen vollen Tag benötigen. Innerhalb von fünf Jahren ist die Riesenstadt entstanden, und nicht weniger wie 200 große moderne Öltanks wurden in dieser Zeit errichtet, von denen jeder auf über 150 000 Mark zu stehen kam. Die Gesellschaft besitzt außerdem etwa 25 eigene Schiffe, die von den holländischen Ölfeldern in der Umgebung von Maracaibo täglich 9000 Tonnen Petroleum nach Curaçao bringen. Das Öl aus dieser Gegend enthält sehr viel Benzin, aber nur wenig Paraffin und wird daher fast ausschließlich zu Treib- und Schmierölen verarbeitet, während sich die Herstellung von Paraffin und Kerzen, wie ich sie zum Beispiel bei der Burma-Oil-Company in Rangoon gesehen habe, nicht lohnt. Ein großes, mustergültig eingerichtetes Laboratorium, die elektrische Kraftzentrale, eine Rettungsstation für Kranke und Verwundete, sowie eine große Siedlung für die Beamten und Arbeiter, vervollständigen die Einrichtung dieser Riesenanlage, in der etwa 4000 Arbeiter ihre Beschäftigung

finden. Die tägliche Benzinproduktion beträgt rund neun Millionen Liter. Man hofft aber, diese Menge bei Erweiterung der Anlage auf zwölf Millionen steigern zu können, und es wird für diese Zeit schon jetzt ein neuer Hafen angelegt, in dem zahlreichere und größere Schiffe Platz finden sollen als an den bisherigen Anlegestellen.

Auf der weiteren Fahrt von Curaçao nach Kolumbien war das Meer so ruhig wie ein Binnensee, doch machte sich eine recht drückende Hitze bemerkbar, da wir ja dauernd nur etwa 10 Grad nördlich vom Äquator sind. Bisweilen fährt der Dampfer so nahe an der kolumbianischen Küste, daß wir die fahlen Gebirge und Ufer der schon erwähnten, von wilden Indianern bewohnten Insel La Goajira sehen können, die wir jetzt umfahren, um dann nach dem ersten kolumbianischen Hafen Puerto Colombia zu gelangen. Abgesehen von der fast zwei Kilometer langen Hafennole, an der auch große Seeschiffe anlegen können, bietet die Stadt wenig Sehenswertes, und noch am selben Vormittag brachte uns ein Zug, zunächst an der Meeresküste und dann an den Ufern des hier recht breiten Magdalenaenflusses entlang fahrend, nach dem 30 Kilometer entfernten Barranquilla. Trotzdem hier reiche Kaufleute wohnen, ist die Stadt die schmutzigste, die ich in ganz Südamerika gesehen habe, und die Straßen sind nicht besser wie die im Innersten von Rußland. Der Aufenthalt in der Stadt ist außerdem durch Hitze und Staub fast unerträglich. Die kleinen Kinder laufen ganz nackt auf der Straße herum, doch sieht man wiederholt hübsche Mädchen reiner spanischer Abstammung, fast alle jedoch mit schlechten Zähnen. Von Gebäuden in Baranquilla ist nur die Kathedrale zu erwähnen, vor der eine kleine Statue von Kolumbus steht, dessen Namen das Land trägt. Viele der einstöckigen Häuser haben noch Strohdächer. Am Magdalenaenstrom, der zur Zeit noch Was-

fer hatte, in der Trockenzeit aber für die Schifffahrt unbrauchbar wird, finden wir viele Boote der Eingeborenen mit Drangen, Bananen, Alfalfa u. a. Auch einige kümmerliche, aus dem vorigen Jahrhundert stammende Raddampfer, die den Verkehr nach Bogota, der Hauptstadt des Landes, vermitteln, liegen noch hier. Die Fahrt geht von Barranquilla den Magdalenaenstrom aufwärts, über Calama bis La Dorada, wohin man, wenn man Glück hat, mit dem Schnelldampfer in zehn Tagen gelangt. Oft aber bleibt der Dampfer stecken, und man kann dann sehen, wie man mit Maultieren weiter kommt. Eine deutsche Gesellschaft hat sich zwar erboten, den Fluß bei La Dorada zu allen Zeiten des Jahres fahrbar zu machen, das Projekt ist jedoch noch in der Schwebe. Von La Dorada muß man dann mit dem Zug nach dem über 100 Kilometer entfernten Beltran fahren, von da mit einem kleinen Motorboot nach Girandot, von wo täglich ein Zug nach dem 2600 Meter hoch im Gebirge liegenden Bogotá abgeht. Man braucht also für diese Reise etwa 14 Tage, und auch die Rückreise geht gewöhnlich nicht schneller. Kein Wunder, daß die Junkers-Wasserflugzeuge von den meisten Reisenden vorgezogen werden. Sie verkehren dreimal wöchentlich zwischen Barranquilla und Girandot und fliegen über dem Magdalenaenstrom, um jederzeit Notlandungen vornehmen zu können. In Barranquilla selbst ist immer eine große Warenanstauung, da die Waren weder mit den Flugzeugen, noch mit den Dampfern schnell und regelmäßig genug nach Bogotá befördert werden können.

Von Barranquilla kann man auch in Flußbooten bis Calama fahren, und von hier mit der Bahn nach Cartagena, der interessantesten Stadt des ganzen Landes. Ich zog es jedoch vor, auf meinem Dampfer die Reise fortzusetzen, und am 6. Juni, abends 7 Uhr, fuhren wir von Barranquilla ab

und kamen um 5 Uhr früh an die Einfahrtsstelle des außerordentlich ausgedehnten Hafens von Cartagena. Nur schwach leuchtete die Mondsichel mit einigen Sternen, man sah bereits die von kahlen Gebirgen eingefasste Küste, und das Aufblitzen großer Leuchttürme zeigte unserm Schiff den Weg. Früher gab es zwei Wege in die Bucht: die Boca Grande und die Boca Chica, die breite und die schmale Einfahrt. Erstere, dicht bei der Stadt gelegen, wurde 1740 bei einem Angriff des Admirals Vermont von den Spaniern durch Versenken von Schiffen unpassierbar gemacht und ist es durch angeschwemmten Schlamm bis heute geblieben. So bleibt nur die etwa zwölf Kilometer von der Stadt entfernte schmale Einfahrt, die durch dicht einander gegenüberliegende Forts geschützt wird. Nachdem man den Eingang mit Hilfe des Lotsen passiert hat, kommt man in die weit ausgedehnte Bucht, die rings von flachen Ufern mit tropischem Pflanzenwuchs eingefasst ist; sie schlängelt sich etwa sieben Meilen lang flußartig dahin, und an ihrem Ende sieht man auf den Ausläufern des Gebirges die Stadt Cartagena auftauchen. Allmählich ist es heller geworden. Die Sonne steht über dem Horizont und wirft ihre Strahlen fast horizontal über die Meeresfläche, das spiegelglatte Wasser wie mit einem goldenen Teppich bedeckend. Im Hintergrund heben sich über die kleinen Vorberge, welche die Bucht umsäumen, zwei scharfgeschliffene hohe Berge heraus. Es sind zwei ausgebrannte Vulkane, von denen der eine, der Tolima, 5600 Meter hoch ist. Auch die bewaldete Sierra de Nevada mit ihren schneebedeckten Höhen ist zu sehen. Hunderte von Delfinen schwimmen dem Schiff entgegen, umkreisen und begleiten es bis zur Anlegestelle, während man die hier häufigen Haifische, die viel tiefer und schneller schwimmen, nur selten zu Gesicht bekommt. Auch fliegende Fische schnellen aus dem Wasser hervor, um bald

wieder in ihm zu verschwinden. Durch seitliche, von den Ufern vorspringende Halbinseln wird am Ende der Bucht gewissermaßen eine zweite, kleine gebildet, an der Cartagena liegt. An „Drake's Spit“, an der Stelle, wo der englische Admiral Sir Francis Drake 1585 Cartagena bestürmte und eroberte, legte der Dampfer an, und man hat von diesem Punkt einen herrlichen Blick auf die alte, mit einer Mauer umgebene Stadt, mit ihrer am Meere gelegenen Kathedrale und der alten, weit hin sichtbaren spanischen Festung San Felipe.

Die 1533 von Pedro de Heredia gegründete Stadt hat 52000 Einwohner und ist in ihrem Stil noch ganz spanisch. Solid gebaute Häuser mit vergitterten Fenstern, hölzernen Balkonen und schönen, blumengeschmückten Höfen wechseln mit palastartigen, alten Gebäuden ab. Cartagena ist die älteste spanische Stadt von Südamerika und trägt auch den Beinamen „die Heldenstadt“, weil sich die Spanier in den Befreiungskriegen hier am längsten halten konnten. In den schmalen, engen Straßen mit ihren vielfarbig angestrichenen Gebäuden herrscht in den Morgenstunden ein reger Verkehr. In der Mitte der ummauerten Altstadt erhebt sich als eine wahre Trutzburg die Festung „San Felipe de Barajas“. Auf steilen, ungepflegten und von Unkraut überwachsenen Pfaden klettert man mühsam hinauf, hat dann aber eine herrliche Aussicht auf die Stadt mit ihren vielen Kirchen, auf den gepflegten Villenvorort Manga Island mit vielen tropischen Gärten, die schmutzige Hüttenstadt der Neger, den Hafen mit seinen Dzeandampfern und den Anlegestellen der zahlreichen Segelboote, die den Nahverkehr mit benachbarten Küstenstädten und Inseln vermitteln. Noch schöner ist der Blick von dem im Hintergrund der Stadt liegenden, viel höheren, fast zur Hälfte von einer Lagune umgebenen Hügel „La Popa Hill“, auf dem eine Beobachtungsstation für Schiffe

eingerrichtet ist. Von hier oben kann man sich so recht einen Begriff von der zu früheren Zeiten uneinnehmbaren Stadt machen, die überall mit hohen Mauern und mit natürlichen Wassergräben umgeben war.

Eine der sehenswürdigsten Kirchen der Stadt ist die Iglesia San Pedro Claver, eine Kirche mit schöner Außenfassade im spanischen Kolonialstil und mit zwei mächtigen Türmen. Unter dem Hauptaltar der Kirche, in deren Innern wir schöne Glasmalereien, eine alte Orgel und aus Caobaholz geschnitzte Galerien finden, sind die sterblichen Reste des heiliggesprochenen Jesuitenpaters Pedro Claver in einer goldenen Metallurne beigesetzt, und in der Mitte des aus Marmor gehauenen Altars steht seine lebensgroße Statue. Pedro Claver wird auch der „große Apostel der Indianer des Westens und von Cartagena“ genannt. 1580 in Berdu, in der spanischen Provinz Cataluña geboren, trat er 1602 in den Jesuitenorden ein und kam nach Vollendung seiner Studien 1610 nach Cartagena. Im Jahre 1616 zum Priester geweiht, wirkte er bis 1654 und bekehrte in dieser Zeit 300 000 Sklaven. Im Jahre 1654 starb er an der Pest und wurde von Leo XIII. im Jahre 1888 heilig gesprochen. Die unbedeutende Kathedrale mit dem Palast des Erzbischofs liegt auf der Plaza Bolívar, auf der wir auch ein Reiterstandbild des Generals und den Inquisitionspalast finden, von dem jedoch nur die Eingangstür noch erhalten ist.

Besonders interessant ist ein Spaziergang an der Stadtmauer entlang, in deren Nähe noch viele altertümliche Gebäude stehen und verschiedene große Gewölbe, die früher als Gefängnisse dienten, und dicht dabei liegt auch das vor Schmutz starrende Viertel der armen, schwarzen Bevölkerung.

Kolumbien ist im allgemeinen ein noch recht unbekanntes Land, obwohl sich die Spanier nach der Entdeckung von Ame-

rika hier zuerst festsetzten. Sein Flächeninhalt beträgt 1 147 550 Quadratkilometer mit 7 000 000 Einwohnern. Bis 1903 gehörte auch Panama zu Kolumbien, wurde aber dann ein unabhängiger Staat. Die ersten Nachrichten von dem Lande drangen nach Europa, nachdem 1513 Vasco Nuñez de Balboa die Landenge von Panama zum ersten Male durchquert hatte. Kolumbien ist das einzige Land von Südamerika, das an zwei Meeren gelegen ist, am Karibischen Meer, wo wir zwei Häfen, Puerto Colombia und Cartagena, kennengelernt haben, und am Pazifischen Ozean, wo Buenaventura der Haupthafen ist. Für den Verkehr ist das Land noch recht wenig erschlossen, sogar die 1538 gegründete Hauptstadt Bogotá ist sehr schwierig zu erreichen, so daß man sie nur aufsucht, wenn man es unbedingt nötig hat. Außerdem bekommt man dort nicht viel Neues zu sehen, da die Stadt in ihrem spanischen Charakter Caracas und Lima ähnelt. Auch in Bogotá findet man eine Plaza Bolívar mit dem Denkmal des Befreiers, eine Kathedrale mit hohen Doppeltürmen, einen Gouvernementspalast, ein Universitätsgebäude, das Kapitol und eine berühmte Sternwarte.

Kolumbien wird von drei Ketten der Cordilleren durchzogen, zwischen denen fruchtbare Täler liegen. Zwischen den Zentral- und Ostcordilleren verläuft Kolumbiens größter Strom, der Magdalenaenstrom, mit einer Länge von 1350 Kilometer und einer Breite von anderthalb Kilometer an der Mündung. Da das Land vom Meer terrassenförmig zur Höhe der Cordilleren ansteigt, haben wir drei verschiedene Zonen, die heiße, die gemäßigte und die kalte. Von der Küste bis zu 1000 Meter Höhe rechnet man die heiße Zone. Es ist das Gebiet der Selvas oder Urwälder, mit einer Durchschnittstemperatur von 23 bis 30 Grad Celsius. Dann folgt von 1000 bis 2000 Meter Höhe die gemäßigte Zone mit Tem-

peraturen von 17 bis 23 Grad Celsius im Durchschnitt und endlich die kalte Zone in einer Höhe von 2000 bis 3800 Meter mit einer Durchschnittstemperatur von 13 bis 17 Grad Celsius. In dieser Zone liegen auch die für die Kordilleren und Kolumbien charakteristischen Hochgebirgsseen. Das Gebirge ist vulkanischer Natur. Die meisten Vulkane sind heute zwar wohl erloschen, aber zahlreiche Erdbeben erinnern immer wieder an die geheimnisvollen Kräfte der Tiefe. So wurde die Stadt Cucuta nahe der venezolanischen Grenze 1875 durch ein Erdbeben zerstört, und in Bogotá stürzten 1917 bei einem Erdbeben 300 Häuser ein.

An der Küste von Kolumbien finden wir die Mangle oder Mangrove, einen Strauch mit Stelz- und Luftpurzeln. Dann zieht sich von der Küste bis zum Hochgebirge ziemlich reichliches Buschwerk hin, zwischen dem ziemlich zahlreiche Kakteen vegetieren, darunter der gigantische Formen annehmende Riesencereus. Hier gedeihen Ananas, die von der United Fruit Co. exportiert werden, Agaven und viele andere Früchte. Aus der Palma de Cobija werden Hüte und Fächer angefertigt, während aus dem Juncus Esterae, einer Binse, Matten geflochten werden. Von Wasserpflanzen sehen wir die Victoria Regia, Mais de Agua hier genannt, große Wasserlilien mit blauen Blüten sowie Deichwurzeln.

Die Fauna ist fast die gleiche wie die Brasiliens, also überaus reich. Rote und schwarze Brüllaffen, der kleine Huistitiaffe und noch viele andere Affenarten kommen in großer Anzahl vor. Der Jaguar und der Puma, alle möglichen Katzenarten, Füchse, Stinktiere, Bickel- und Nasenbären, Wildschweine, Tapire, Spießhirsche, Wasserschweine (das größte Nagetier der Welt), weiter ein einem jungen Dickhäuter ähnliches Tier, Capybara genannt, Wasserhunde, Eichhörnchen, Ameisenbären, Faultiere und Gürteltiere, Beutelratten tum-

meln sich in den Wäldern, während an den Flußufern und an der Meeresküste unzählige Reiher, Flamingos und Störche nisten. Große, bis sechs Meter lange Alligatoren, Riesenschildkröten, bis anderthalb Meter lange Leguane und Iguane, Haifische, Fischottern und Delphine beleben die Gewässer, und den Schluß machen die sehr angriffslustigen Zahnkarpfen, die einen ins Wasser gefallen Menschen- oder Tierkörper in wenigen Minuten skelettieren, und die Zitteraale, die kräftige elektrische Schläge austheilen können. Auch die Vogelwelt ist sehr zahlreich vertreten. In den Cordilleren, in Höhen von 3000 bis 5000 Meter, horstet noch der größte Vogel der Erde, der Kondor. Der Königsgeier, unzählige Arten von Papageien, darunter der siebenfarbige Arraras, Pfefferfresser mit ihrem sonderbaren Schnabel, Kolibris, eine Unzahl von Singvögeln, so das Goldhähnchen, die Nachtigall und die Spottdrossel hausen in den Urwäldern. In der heißen Zone finden wir zahlreiche Schlangen, in erster Linie die Klapperschlange, dann die sehr giftige Prunkotter, die sich durch ihre schöne Färbung auszeichnet, und die ebenfalls häufige und gefährliche Teyacquis. Ferner ist Kolumbien wohl das insektenreichste Land der Welt und weist außerdem die herrlichen, großen, in allen Farben schillernden „Prachtfalter“ auf. Die Flügel dieser Schmetterlinge sind von metallischem Glanz, und die Farben wechseln, ähnlich wie beim Chamäleon, bei wechselnder Beleuchtung vom schwachen Perlmutterglanz bis zum tiefsten Blau. Leider kommt auch die Stegomyia, eine Stechmückenart, vor, die durch ihren Stich das gelbe Fieber überträgt, und auch von dem Sandfloh, dessen Weibchen sich unter den Nägeln der Zehen einnistet, bleibt der Kolumbianer nicht verschont.

Wer in Kolumbien reist, muß sich an die Nationalgerichte des Landes gewöhnen, da man nur selten internationale Küche

findet. Mazamorra ist eine Maisuppe mit Gemüse und Fleisch, die bei keiner Hauptmahlzeit fehlt. Das ungesäuerte Weißbrot „Arepas“ ist recht schmackhaft und wird neben dem aus entgifteten Zuccawurzeln hergestellten „Casave“brot gegessen. Von Knollenpflanzen werden die Zucca, die Arraqueche und die Batate gegessen, von Bohnenarten die braunen und schwarzen, mit Käse zubereiteten, recht schmackhaften Frijoles, und auch der billige Reis dient weiten Kreisen als Nahrungsmittel. Von Früchten gedeihen in der tropischen Zone die Butterfrucht Aguacate, Mangos, Chirimoyas, Ananas und Feigen, während auf der Höhe von Bogotá Apfel, Birnen, Pfirsiche und Kirschen noch gut gedeihen. Dagegen ist der Versuch, Wein anzupflanzen, bisher erfolglos geblieben. Ein anderes, Kolumbien eigentümliches Nahrungsmittel ist die Panela, eingedickter und zu backsteinartigen Stücken geformter Zuckerrohrsaft, der wie Speck geschnitten und zum Brot verzehrt wird. Guarapo, einem alkoholarmen Most vergleichbar, ist in Wasser gelöste Panela und wird in leichtgegorenem Zustande getrunken. Durch längere Gärung wird das Getränk säuerlich, wird alkoholhaltiger und wirkt be rauschend. Außer der Guarapo ist auch die Chicha vom Mais zu nennen, ein gefährliches Getränk, da es Fuselöl enthält. Im Süden von Kolumbien, wo die KokaStaude wächst, werden natürlich auch fast überall Kokablätter gekaut.

Die Einwohnerzahl von Kolumbien hat sich seit der Eroberung durch die Spanier vermindert, da man die damalige Einwohnerzahl auf acht Millionen schätzte. Die Ureinwohner des Landes waren häßliche breitnasige Indianer mit stark vorspringenden Backenknochen von mongolischem Typus, so daß die Theorie der Amerikanisten, die eine Einwanderung vom Chinesen in das Jahr 450 nach Christi (also 1000 Jahre vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus) annehmen,

an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Als die Spanier das Land eroberten, herrschten noch grausame Sitten. Jungfrauen und Jünglinge, denen man in der Jugend den Nabel herausgeschnitten hatte, wurden bei Eintreten der Geschlechtsreife den Göttern geopfert, und die Vielweiberei war allgemein üblich. Wie in Peru so war es auch in Kolumbien bei dem Indianerstamm der Chirubaiyan Sitte, die Köpfe der Neugeborenen zu umwickeln, um den schon erwähnten Turmschädel zu erzeugen. Die Häuptlinge hatten riesige Schätze an Gold und Edelsteinen, vor allem an Smaragden, angehäuft, und die Spanier erbeuteten nachweislich im Hause eines Häuptlings Goldschmuck im Werte von 350 000 Goldmark. Unter den sehr hübschen Arbeiten befanden sich Stücke bis zu 20 Kilogramm Gewicht, und kleinere dieser Art sind noch heute im Museum Leocadio Maria Aranco in Medellin zu sehen. Im ganzen soll seit der Eroberung durch die Spanier (Kolumbus landete 1502) bis zum Jahre 1881 fast für 2520 Millionen Mark Gold in Kolumbien gewonnen worden sein. Das meiste davon ist Waschgold und stammt aus den Flüssen, z. B. dem Cauca. Der geringere Teil ist Abergold und stammt aus dem Bezirk Remedion bei Antiochia, wo sich seit Jahrhunderten auch Juden angesiedelt haben.

Die Bevölkerung Kolumbiens ist ein vielgestaltiges Gemisch von Weißen und Farbigen. Neben den reinen Indianern stehen die unverfälschten Neger, die bald nach der Besitzergreifung des Landes eingeführt wurden, da die Indios die schwere Arbeit in den Bergwerken und auf den Plantagen nicht aushielten und an Zahl rasch abnahmen. Aus der Kreuzung zwischen Neger und Indianerin entstand der sogenannte Zambo, der aber anscheinend nur die schlechten Eigenschaften der beiden Rassen geerbt hat. Die herrschende Klasse bilden die Kreolen, die wir ja in ganz Südamerika fin-

den. Zur Zeit der Eroberung erkannten die Spanier des Mutterlandes die in den Kolonien von Spaniern gezeugten Nachkommen, auch wenn sie reiner Abstammung waren, nicht als ebenbürtig an. Sie nannten sie Criollos — Einheimische —, woraus das Wort Creole entstand. Diese Kreolen, rein spanischer Abstammung, sind ein schöner Menschenschlag, und namentlich die Frauen sind manchmal von märchenhafter Schönheit. Später ließ sich natürlich die Reinhaltung der spanischen Rasse in den Kolonien nicht durchhalten; und so finden wir in den Mestizen die Nachkommen von Weißen und Indianern.

In Kolumbien gibt es wenig reiche, aber viel wohlhabende Leute, die Haus, Hof, Vieh und Land ihr eigen nennen. Man sieht nie, daß Zugtiere mißhandelt werden, da der Treiber der Besitzer des Tieres ist und es deshalb schont. Alle, auch die Armsten, tragen aus Leder gefertigte Sandalen, und Männer wie Frauen die bereits erwähnten, selbstgeflochlenen Strohhüte, meist schwarzweiß in der Farbe.

Kolumbien, anfangs Neu-Granada genannt, war mit Venezuela und Ecuador zusammen zu einem spanischen Vizekönigtum vereinigt. Wie in allen andern von den Spaniern eroberten Staaten war die Verwaltung der Kolonie sehr engherzig. Es durften nur spanische Schiffe in den Kolonien landen und von diesen aus die Waren nach Spanien exportieren. Vielfach wurde auch die Bebauung des Landes zugunsten des Mutterlandes eingeschränkt. So war es z. B. bei Todesstrafe in Kolumbien verboten, Oliven anzubauen, damit die Ausfuhr von Oliven aus Spanien nicht darunter leide. Kein Wunder, daß der Freiheitsgedanke, im Anschluß an die französische Revolution und an die amerikanischen Freiheitskämpfe, im Anfange des vorigen Jahrhunderts auch in Kolumbien schnell Boden fand. In der

Schlacht von Boyacha, am 7. August 1819, erfocht Simon Bolivar durch einen endgültigen Sieg über die Spanier die Unabhängigkeit, und General Thomas Cipriano de Mosqueras, der, zugleich Diplomat, Staatsmann und Schriftsteller, als Vater des Staates Kolumbien gilt, gab dem Lande seine Verfassung. Seitdem hat das Land eine Reihe hervorragender Wissenschaftler hervorgebracht. So den berühmten Mathematiker Caldas und den wegen seines Wissens von A. von Humboldt hochgeschätzten Geographen Zea, weiter berühmte Geschichtschreiber und Dichter wie Julio Arboleda „den Byron Kolumbiens“, Jorge Isaacas, Diego Fallon, Rafael Pombo, Rivarado Valenzia u. a. m.

Da der Katholizismus dort so fest wie in keinem andern Lande Fuß gefaßt hat, gab es bis zum Jahre 1858 nur religiöse Musik, und erst den Bemühungen zweier Deutscher, Franz Koenen und Ernst Lubeck, ist es gelungen, dann auch weltliche Musik, zunächst die italienische Oper einzuführen. Das Land hat nicht weniger wie vier Erzbischöfe, acht Bischöfe sowie 134 Klöster, und die 1538 von Gonzalo Jimenes de Quesada gegründete Hauptstadt Bogotá hat allein 32 Kirchen.

Bogotá und die Hochebene von Bogotá mit ihren herrlichen Naturschönheiten und ihrem wunderbaren Klima wird auch als der südamerikanische Parnass bezeichnet, da die Poesie in hoher Blüte steht. Die im Jahre 1867 gegründete Universität Bogotá, mit einer juristischen, mathematischen und medizinischen Fakultät, gilt als eine der Besten von ganz Südamerika. Namentlich die Juristen der Universität sind berühmt. Man liebt es in Kolumbien Prozesse zu führen, so daß neben den zahlreichen Rechtsgelehrten auch viele Winkeladvokaten wirken, letztere als Tintenflerler bezeichnet, von denen der Spanier im Sprichwort sagt: viel Tinte und wenig Gerechtigkeit.

Sowohl in Barranquilla wie in Bogotá ist der Großhandel im Besitz von deutschen Häusern. Auch zwei große deutsche Brauereien und eine Glasfabrik findet man in Bogotá, sowie viele deutsche Kleingeschäfte, vor allem Juwelierläden. Deutsche Handwerker und Gärtner sind zahlreich vorhanden. Von den vielen Musterreisenden sind, wegen der großen Beschwerden, die die Reise im Lande macht, die meisten Deutsche, die sich durch ihre Ausdauer, Tüchtigkeit und Sprachgewandtheit überall durchsetzen. Auch aus Syrien eingewanderte, katholische Türken haben hier durch Ausdauer, Fleiß und Genügsamkeit Wohlstand erlangt. Eisenbahn- und Bergbau liegt in den Händen der Engländer, das Bankwesen in den Händen der Amerikaner, und wie auf den ganzen Antillen, wo sie sich seit Jahrhunderten ansässig gemacht haben, trifft man auch in Kolumbien Chinesen.

Kolumbien ist noch lange nicht erschlossen. Trotzdem ist es ein blühendes und reiches Land. Ausfuhrgegenstände sind vor allem Bananen, Kakao, Zucker, Mais, Baumwolle, Gummi und Schildplatt, ferner das Fiebermittel Chinin und eine etwa 15 Zentimeter lange Wurzel Ipekacuana, aus der das gleichnamige Brechmittel hergestellt wird. Der eigentliche Reichtum des Landes ist aber durch die Platin- und Smaragdlager bedingt. Das Platin wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts in den Goldwäschereien im Südwesten Kolumbiens entdeckt, und wird ferner in dem Bezirke Choco im Flußgebiet des San Juan und Atrato gefunden, wo es gleichfalls mit Gold zusammen vorkommt, letzteres überwiegend. Die South American Gold and Platin Co. fördert wöchentlich etwa 12500 Gramm Rohplatin, und Kolumbien steht heute in der Platingewinnung an erster Stelle, da Rußland die Höhe seiner Vorkriegsproduktion noch nicht wieder erreicht hat. Der kolumbianische Smaragd ist der schönste der

ganzen Welt. Große, reine, dunkelgrüne, durchsichtige Steine werden durch eine amerikanische Gesellschaft in Chiver, südöstlich von Somondoco, ausgebeutet. Die Hauptausbeute aber hat die Regierung in ihrer Grube Muzo, 100 Kilometer nordwestlich von Bogotá, selbst übernommen, dagegen wird in dem früher für Smaragdfunde berühmten Ort Cozcu nicht mehr gearbeitet.

Von Cartagena trug mich der Dampfer in rascher Fahrt nach Colon und ich war somit glücklich wieder am Ausgangspunkt meiner Fahrt „Rund um Südamerika“ angekommen. Da ich aber für die Rückreise nach Mexiko nicht denselben Weg wiederholen wollte, fuhr ich zum zweiten Male durch den Panamakanal und hatte nun noch Gelegenheit, einige Hafenplätze von Zentralamerika sowie San Salvador, Guatemala und den Isthmus von Tehuantepec kennenzulernen. —





Kartographische Anstalt von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Übersichtskarte von Südamerika.

Alte Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Fernão de Magalhães, Die erste Weltumseglung [amerika]
- Bd. 2 Ulrich Schmidel, Abenteuer in Süd-
- Bd. 3 J. Cook, Die Suche nach d. Südländ
- Bd. 4 Peter Kolb, Zum Vorgebirge der Guten Hoffnung
- Bd. 5 Christoph Kolumbus, Die Entdeckung Amerikas
- Bd. 6 Kapitän Phillip, Gründung der Strafkolonie Sydney
- Bd. 7 Carl Friedrich Behrens, Der wohlversuchte Südländer
- Bd. 8 Hans Egede, Die Erforschung von Grönland [von Mexiko]
- Bd. 9 Hernando Cortes, Die Eroberung
- Bd. 10 Spanisch-Drake, Als Freibeuter in Spanisch-Amerika
- Bd. 11 Marco Polo, Am Hofe des Großkhans. Reisen in Hochasien u. China
- Bd. 12 Mungo Park, Vom Gambia z. Niger
- Bd. 13 Vasco da Gama, Der Weg nach Ostindien [Indien]
- Bd. 14 Francisco Pizarro, Der Sturz des
- Bd. 15 John Smith, Unter den Indianern Virginien's
- Bd. 16 Georg Wilhelm Steller, Von Kamtschatka nach Amerika
- Bd. 17 Herobot, Reisen und Forschungen in Afrika
- Bd. 18 Tacitus, Germania [gener]
- Bd. 19 John R. Jewitt, Makinnas Gefan-
- Bd. 20 Adam Olearius, Die erste deutsche Expedition nach Persien
- Bd. 21 Pater Dobrizhoffer, S. J., Auf verlorenem Posten bei den Abiponen
- Bd. 22 Christoph Mathias Fernberger von Egenberg, Unfreiwillige Reise um die Welt 1621—28

Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Sven Hedin, Abenteuer in Tibet
- Bd. 2 Sven Hedin, Transhimalaja
- Bd. 3 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch)
- Bd. 4 Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika [s. s. s.]
- Bd. 5 H. M. Stanley, Wie ich Living-
- Bd. 6 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten)
- Bd. 7 Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten
- Bd. 8 Sven Hedin, Zu Land nach Indien
- Bd. 9 A. E. Nordenskiöld, Umseglung Asiens und Europas
- Bd. 10 H. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika
- Bd. 11 Georg Wegener, Erinnerungen eines Weltreisenden
- Bd. 12 Gustav Nachtigal, Sahara u. Sudan
- Bd. 13 Ernest Shackleton, Im sechsten Erdteil
- Bd. 14 Walter v. Rummel, Sonnenländer
- Bd. 15 B. H. Schilder, Untergang der Jeannette-Expedition [im Sudan]
- Bd. 16 Slatin Pascha, Feuer und Schwert
- Bd. 17 Einar Mikkelsen, Ein artk. Robinson
- Bd. 18 H. M. Stanley, Mein erster Weg zum Kongo [in Innerasien]
- Bd. 19 Sven Hedin, General Prschewalskij
- Bd. 20 Sven Hedin, Meine erste Reise
- Bd. 21 H. M. Stanley, Auf dem Kongo bis zur Mündung
- Bd. 22 Henry S. Landor, Auf verbot. Wegen
- Bd. 23 Sven Hedin, A. d. Schwelle Inneras.
- Bd. 24 Otto Sverdrup, Neues Land
- Bd. 25 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen Afrika
- Bd. 26 Douglas Mawson, Leben und Tod am Südpol
- Bd. 27 Arthur Berger, Auf den Inseln des ewigen Frühlings
- Bd. 28 Balthasar Stefansson, Jäger des hohen Nordens [Rothäuten]
- Bd. 29 Prinz Nag zu Wied, Unter den
- Bd. 30 Emil Holub, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas
- Bd. 31 L. B. Manfilla, Die letzten wilden Indianer der Pampa [Amerika]
- Bd. 32 Hans Meyer, Hochtouren im trop.
- Bd. 33 Rüdiger W. Rüdigers, Die Wallfahrt zum Bahren Jakob
- Bd. 34 Wilhelm Junker, Bei meinen Freunden den Menschenfressern
- Bd. 35 H. v. Foller, Unter Javas Sonne
- Bd. 36 Philipp Berges, Wunder der Erde
- Bd. 37 Alex. v. Humboldt, In Südamerika
- Bd. 38 Andreas Reischel, Sterbende Welt
- Bd. 39 Henry Hoel, Aus Bolivias Bergen
- Bd. 40 Martin Johnson, Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern
- Bd. 41 Ch. A. Lindbergh, Wir zwei. Im Flugzeug über den Atlantik
- Bd. 42 Thertel Mathiasen, Mit Knud Rasmussen bei den amerikan. Eskimos
- Bd. 43 Gerhard Rohlfs, Kreuz und quer durch die Sahara
- Bd. 44 Georg Wegener, Fliegt mit!
- Bd. 45 Julius Payer, Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes
- Bd. 46 Philipp Bodenheimer, Rund um Südamerika

Jeder Band enthält 160 Seiten Text, etwa 30 Abbildungen und 2 Karten, ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich / Beide Sammlungen werden fortgesetzt
Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos

Verlag S. A. Brockhaus / Leipzig

KSIĘGARNIA

ANTYKWARIAT



A 57100

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

